

O, Deutschland hoch in Ehren

von

Gerhard Aden*

Vorwort

Die folgenden Aufzeichnungen stammen von meinem Vater, Gerhard Aden, geboren als letzter von 6 weiteren Söhnen und 1 Tochter des Schiffers und Landwirts Mennen Jacobs Aden (1860 – 1930) und Gesine Jeanette geb. de Vries (1865 – 1955) in Stielkelkamperfehn/Ostfriesland am 14. 6.1906., gest. am 16. 11. 1989 in Oldenburg.

Das Folgende ist aus dem Nachlass meines Vaters zusammengestellt, gelegentlich angepasst und nach Erzählungen ergänzt. Mein Vater und ich haben viele und lange Spaziergänge gemacht, und immer wieder war unser Thema Deutschland. Auch aus heutiger Sicht eher peinliche Dinge sind nicht gestrichen. Das Fronttagebuch und das Tagebuch aus der Gefangenschaft sind fast wörtliche Wiedergaben nach der Handschrift. Er spricht in der Erzählung „Maiwald“ von sich als Johannes, er hieß Gerhard *Johannes* Aden. Ich habe die Texte sprachlich etwas geglättet. Ich versichere aber, dass ich keine Stellen gestrichen oder bearbeitet habe, in denen mein Vater sich zu den Verirrungen der Zeit und seinen eigenen bekennt. Er war ehrlich gegen sich selbst. An manchen Stellen habe ich aus mündlichen Berichten nachgestellt. Von mir stammen die Überschriften.

Mein Vater wünschte nach 1918 wie so viele mit heißem Herzen den Wiederaufstieg Deutschlands. 1929 als 23 jähriger Theologiestudent in Bonn trat er der NSDAP bei, die er für eine patriotische Bewegung nahm. Für die „Märzgefallenen“¹, die nach der Reichstagswahl im März 1933 in die Partei strömten, hatte er wenig Verständnis. Er selbst war damals bereits innerlich wieder ausgetreten. Nach 1945, als dann niemand dabei gewesen war, scheute mein Vater sich nicht, öffentlich zu sagen: *Ich war dabei, ich war Deutscher Christ ich habe bis zuletzt für den deutschen Sieg und Deutschlands Ehre gekämpft. Auch ich habe Juden auch nicht recht gemocht, aber von den Verfolgungen haben wir wenig und von den Judenmorden gar nichts gewusst.* Ein solcher Mann steht immer etwas neben dem Strom der Zeit, welcher den Wetterfahnen die Richtung weist. Sein Nachsatz verweht dann ungehört: Gerade aus diesem Grunde konnte ich als alter Parteigenosse, wenn alle zu allem schwiegen, vieles sagen und tun. Mein Vater hatte Rückgrat. Damit passt man aber nicht durch jede Kirchentür.

Die hier berichteten Erlebnisse fallen nicht aus dem Rahmen des sonst Bekannten. Sie werfen kein grundsätzlich neues Licht auf die damalige Zeit. Sie ergänzen es aber. Die NS-Zeit war doch für die meisten Menschen, so normal! Man hörte nicht Radio und las wenig Zeitung. Nur wer genau hinschaute und, etwa als Kommunist oder Jude, unliebsam war, empfand Zwang und Unrecht. Aber wer war schon Kommunist oder Jude in Ostfriesland oder im Oldenburger Land?

* zuletzt evgl- luth. Pastor in Rastede/Oldenburg

¹ Ursprünglich Bezeichnung für die in der Märzrevolution 1848 zu Tode gekommenen Demonstranten, dann spöttisch umgemünzt auf die neu zur NSDAP Bekehrten.

Der Kriegsalltag war oft so leer und langweilig. Auch an der Front überlagerten täglicher Trott und Eifersüchteleien das große Geschehen. Mit dem Jahr 1943 wird der Krieg wirklich ernst. Meinem Vater aber bringt dieses Jahr die Beförderung zum Hauptmann der Reserve und das EK I. Auf beides war er zeitlebens stolz. Gegen Ende des Jahres wird er in den Westen versetzt, und er steht ab jetzt außerhalb unmittelbarer Gefahr. Die Etappe aber hat ihre eigenen Gefahren. Die Erzählung „Maiwald“ zeigt den Selbstlauf eines Systems, das sich selbst nicht mehr kontrollieren kann. Diese von meinem Vater als Erzählung ausgeschriebene Begebenheit wird durch im Nachlass befindliche Briefe von Beteiligten in allen Einzelheiten bestätigt. Das Tagebuch aus der amerikanischen Gefangenschaft zeigt ein Erwachen wie nach einem schweren Unfall.

Der Herr, dem er vertraute und dem er als Pastor von 1947 bis 1971, zuerst in Schortens/Friesland, ab 1962 in Rastede/ Oldenburg in Treue und mit großem Fleiß diente, trug meinen Vater durch ein glückliches Leben. Er lebte in ungetrübter Ehe mit der 1942 in Spa/Belgien gefundenen Ortrud Schramm aus Hamburg – Wandsbek, Tochter des Großkaufmanns Konrad Schramm und seiner Ehefrau Eva Bubendey. Meine Eltern sahen ihre fünf Kinder recht munter an diesem Leben teilnehmen und dann auch ihre Enkel aufwachsen. Von den Seinen geliebt, geachtet von denen, die ihn kannten, ging Gerhard Aden in dem gesegneten Alter von 83 Jahren am 16. November 1989 zu seinen Vätern. Den Fall der Berliner Mauer hat er noch erlebt. Dieser Wunsch für unser Vaterland hatte sich ihm damit am Ende doch noch erfüllt.

Menno Aden
als Sohn

I. Anfänge

1. Elternhaus

Mein Elternhaus war kaisertreu und vaterländisch, *O Deutschland, hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu* – dieses und andere Lieder klingen mir aus den Tagen des Kriegsausbruches 1914 nach, und sie bewegen mich bis heute. Auf dem Fehn in Ostfriesland wussten wir bis 1914 wenig von der Welt. Mein Vater hatte als Schiffer wohl etwas von ihr gesehen, aber er las nur das Kirchenblatt und natürlich die Bibel. Gelegentlich kam eine Ausgabe der Berliner *Vossischen Zeitung* ins Haus. Wir waren nicht arm, aber das Leben war in dem ostfriesischen Bauernhaus am Torfkanal eng, einmal im buchstäblichen Sinne. Wir waren acht Kinder, davon 7 Söhne. Ich war der jüngste. Es war auch eng im übertragenen Sinne. Man glaubte an das zweite Gesicht. Einer Nachbarin war ihr Mann im Traum leibhaftig erschienen, und später erfuhr man, dass er um diese Zeit auf See umgekommen war. Unser Hausmädchen erzählte, dass in bestimmten Nächten Aale aus den Wassergräben herausschnellten und unachtsame Kinder verschlangen.

Der Kaiser und seine fromme Familie waren unser Vorbild und Held der Nation. Der Kaiser lebte in Berlin. Niemals war jemand aus unserer Familie oder Nachbarschaft auch nur in der Nähe von Berlin gewesen. Meine Mutter ist in ihrem 90jährigen Leben nur ein- zweimal in unserer Kreisstadt Leer gewesen. Der Kaiser war groß. Er konnte sich täglich die leckersten Dinge leisten. *Wenn ich Kaiser wäre*, so sagte ich einmal als Kind – *würde ich jeden Tag Schokoladensuppe essen*. Das sagte ich in unserem ostfriesischen Plattdeutsch. Das war die allgemeine Umgangssprache. Sie ist heute als Umgangssprache ausgestorben. Hochdeutsch lernte ich erst in der Volksschule. Hier habe ich auch die Bibel und biblische Sprüche so gelernt, dass ich später als Theologiestudent insofern nichts mehr hinzulernen musste.

Durch meine studierenden Brüder, der älteste war 18 Jahre älter als ich, weitete sich zwar ab 1912 etwas der Blick, so ich erinnere mich, wie am Familientisch einmal über den Balkankrieg gesprochen wurde. Aber er blieb doch eng genug. So eng, dass wir die folgende Begebenheit ohne weiteres in einen weltgeschichtlichen Bezug stellten. In der Neujahrsnacht auf 1914 überraschte der Pastor von Reepsholt, einer Gemeinde in Ostfriesland einen Dieb in der Kirche und wurde von diesem ermordet. Eine völlig unerhörte, unser Fassungsvermögen übersteigende Tat. Wir wussten: *Dat hett wat tau bedüden - dor kummt wat nau – das hat etwas zu bedeuten, kommt was nach!*

Der Mord von Sarajewo kam danach. Es war klar, dass der Kaiser unsere deutschen Brüder in Österreich nicht allein lassen konnte. Mit den Franzosen war einfach kein Auskommen. Mein sonst so frommer Vater, dessen Vater 1811, also noch während der napoleonischen Besetzung Ostfrieslands gleichsam als Franzose, geboren war, konnte noch aus der Franzosenzeit erzählen, *de Düwel van Franzosen*. Eine bestimmte, besonders unangenehme Sorte Unkraut, eine Art Schlinggewächs, hieß bei uns *Franzosenkraut*. So nenne ich es noch heute.

Bekränzte Pferdewagen geleiteten die stürmisch gefeierten Soldaten 1914 auf ihren Weg in den Krieg zum Dorf hinaus. Ich war acht Jahre alt und sehr stolz darauf, dass so viele meiner Brüder für das Vaterland standen. Mein Bruder Jakob war als U – Boot – Mann gleich dabei, mein Bruder Eilhard kam aus dem 5. theologischen Semester und bat meinen Vater, sich freiwillig melden zu dürfen; er war später in Galizien. Menno wurde mit 18 Jahren eingezogen, er überlebte Verdun. Karl, der mit erst 16 Jahren schon zur See fuhr, kam aus einem Treffen mit einem britischen Kriegsschiff nur knapp mit dem Leben davon. Wir lebten

alle in der Gewissheit, dass Deutschland eine gerechte, ja heilige Sache vertrete. Im Kindergottesdienst sangen wir das *Deutschlandlied*. Das Wort *Gott strafe England* wurde zwar wohl in der Kirche nicht gesagt, aber sicher auch nicht abgelehnt.²

Wie meine älteren Brüder, welche den Weltkrieg als Soldaten mitgemacht hatten, wie unsere ganze Familie und die Mehrheit unseres Volkes war auch ich von dem Unrecht, welches man Deutschland in Versailles angetan hatte, überzeugt. Wie war das alles geschehen? Wer war schuld? Schuld waren die da oben. Ebert, Scheidemann, Noske. Aber im Grunde, so redete man je länger, desto mehr, gab es nur einen Schuldigen: *Den Juden!* Er hatte Deutschland um den Sieg gebracht! Juden hatten schon die russische Revolution veranstaltet und Russland in den Bolschewismus getrieben. Juden hatten 1918 auf Seiten der Revolutionäre gestanden. Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, Karl Liebknecht und viele andere. Wir auf dem Fehn kannten eigentlich gar keine Juden. Nur im Nachbardorf gab es eine jüdische Familie, die als Fleischer wohl mal zu uns ins Haus kam, und die Textiltrödler, welche durch's Land zogen, waren oft Juden. Wir empfanden keine Antipathie. Wenn etwas zu sehr durcheinander ging, war der Ausdruck dafür: *Das geht ja zu wie in einer Judenschule*. Mein 16 Jahre älterer Bruder, Theologiestudent, meinte einmal zu meiner Mutter, es sei doch nicht recht, einen Konfirmationsanzug ausgerechnet vom Juden zu kaufen. Aber das war es eigentlich schon. Wir empfanden Juden als anders und fremd. Für uns, die wir sehr kirchlich waren, war es auch unverständlich und sogar schuldhaft, dass diese Menschen lebten, ohne an Jesus zu glauben. Die tiefe Enttäuschung über den Verlust des vor Gott und den Menschen als gerecht empfundenen Krieges ließ uns, auch mich, aber nach den Schuldigen suchen. Der amerikanische Präsident Wilson hatte uns Deutsche mit seinen 14 Punkten, die er dann nicht einhielt, verraten, die Juden spielten eine große Rolle in Amerika - da konnte man sich etwas zusammenreimen.

Als ich 16 Jahre alt war, also um 1922, fiel mir ein Buch in die Hände *Die Sünde wider das Blut*. Mir stand ein halb jüdischer Mitschüler vor Augen, und ich konnte nicht umhin, in den Ausführungen dieses Buches einen richtigen Kern zu sehen: *der Jude ist ein anderer Typ und Menschenschlag als der Deutsche*. In unserem Erdkunde - Lehrbuch von 1925 las ich, dass unser Schönheits- und Heldenideal im nordischen Typ verkörpert sei. Das nahmen ich und andere, die sicher waren, diesem Typ anzugehören, gerne auf. Als Hitler nach seiner Haftentlassung die durch den gescheiterten Putsch von 1923 vor der Auflösung stehende NSDAP neu aufbaute, hörte man fast in jeder Versammlung *Die Juden sind unser Unglück*. Die Provinzzeitungen scheinen diesen Meinungen nicht fern gestanden zu haben. Sie schrieben, was dem Gefühl des Volkes entsprach, und dieses Gefühl wieder nährte sich aus diesen Berichten. Wirkliche oder angeblich von Juden verübte Kapitalverbrechen wurden groß herausgebracht. Ich habe durch solche Lektüre auch etwas von meinem Antisemitismus mitbekommen. Die großen überregionalen Zeitungen schrieben es anders; natürlich, denn diese hatten zumeist jüdische Herausgeber oder Redakteure. Diese Zeitungen erreichten uns aber nicht. Viele Ausprägungen des Judentums, oder das was wir als solche wahrnahmen, habe ich abgelehnt, insbesondere habe ich mit meinen geringen volkswirtschaftlichen Kenntnissen Judentum und Kapitalismus und - eigentlich in Widerspruch dazu - Judentum und Bolschewismus gleichgesetzt. Sinnbild des jüdischen Kapitalismus waren für mich die Großkaufhäuser, z.B. Hermann Tietz (Hertie).

Die spätere Zurückdrängung der Juden aus dem öffentlichen Leben, etwa durch die Nürnberger Gesetze, habe ich, um ehrlich zu sein, innerlich nicht missbilligt, auch wenn ich

² Es gibt aus England und USA, anscheinend weniger aus Frankreich, zahlreiche offiziöse kirchliche Gottesanrufungen, Deutschland und den Kaiser zu vernichten. Aus Deutschland sind solche Missbräuche des Gottesnamens - jedenfalls mir, Menno Aden, nicht bekannt geworden.

die Formen nicht für gerecht hielt.³ Die Auswirkungen dieser Politik zeigten sich allerdings in meiner Heimat ohnehin nicht. Es gab bei uns keine hinreichende Zahl von Juden in Beamtenstellungen. Meine Familie und meine Freunde dachten ähnlich, aber ich kannte keinen Radauantisemiten. Auch die Kirche stand diesen Gedanken nicht fern. Erst später las ich, was Martin Niemöller schrieb, etwa: *...wir als Volk haben unter dem Einfluss des jüdischen Volkes schwer zu tragen gehabt.*⁴ Das war wohl so etwa auch unsere Meinung.

Mein Vater hatte seine Ersparnisse aus seiner Zeit als Schiffer, wie man das damals oft tat, in privaten Hypotheken angelegt. Diese waren durch die Inflation wertlos geworden, so daß meine Eltern, die nun um die 60 Jahre alt waren, nur von ihrer kleinen Landstelle leben mussten. Mein Bruder Theodor studierte unter kümmerlichen Umständen, gelegentlich von unserem Bruder Jakob unterstützt; für mich war eigentlich nichts mehr da. Ich habe es meinem ältesten Bruder Johann, Pastor in Völlen/Ostfriesland, zu verdanken, dass ich mein Abitur machen konnte. Er nahm mich, obwohl selbst verheiratet, in sein Haus auf, um mich von dort zum Gymnasium in Papenburg zu schicken. Das tat er aber in der Erwartung, dass auch ich Theologie studieren würde. Ich hätte mir auch ein anderes Studium, etwa Medizin oder Jura, vorstellen können.

1926 begann ich mein Studium als Theologe. Die ersten beiden Semester brachte ich in Göttingen zu. Meine Freunde und ich waren voller Idealismus und Liebe zum Vaterland. Hitler würde es schaffen, das Volk aus dem Sumpf der Rechtlosigkeit herauszuführen. Ich freute mich über die SA – Gruppen, wenn sie durch die Straßen von Göttingen zogen und ihre Kampflieder sangen. Ich erinnere mich an das Lied: *Brüder in Zechen und Gruben, Brüder hinter dem Pflug...*, welches die verschiedenen Stände unseres Volkes zum Neuaufbau aufruft. Das *Horst –Wessel - Lied*⁵ habe ich da noch gar nicht gehört. Es hat mir aber auch später nicht wirklich missfallen. Ich finde, es hat einen gewissen Schmiss. Der Inhalt entsprach weithin meinen eigenen Gedanken, etwa *... Schaffendes Deutschland erwache, reiße deine Ketten entzwei.* Das waren die uns durch Versailles auferlegten Reparations- und Zinszahlungen, die uns nach dem Willen Frankreichs noch auf Jahrzehnte knebeln sollten.

Zur Wahl am 20. Mai 1928 habe ich aktiv Propaganda gemacht. Ein bisschen komisch kam ich mir aber schon vor, als ich da in den besseren Bürgervierteln von Bonn, wo ich auch selbst meine Bude hatte, für unsere sozialistische Arbeiterpartei warb. Aber ich sah in dem Parteinamen hauptsächlich das *national* – sozialistisch. Bei dieser Wahl habe ich zum ersten Mal NSDAP gewählt.⁶ Hitlers *Mein Kampf* hatte ich damals nicht gelesen. Mir genügte das Parteiprogramm. Hitler war selbst Programm. Ein toller Kerl. Er war Freiwilliger des Weltkrieges gewesen. Als Gefreiter und gar als Ausländer war er mit dem EK I ausgezeichnet worden! Wo gab es das sonst? Die kümmerlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, in welche meine eigene Familie wie so viele andere deutsche Familien zurückgeworfen waren, die

³ Jüdische Beamte wurden mit den gesetzlichen Versorgungsbezügen aus dem Amt gedrängt. Die entsprechenden Pensionen wurden, mündlichen Berichten ggü Menno Aden zufolge, z. T. noch während des Kriegszeit den Empfängern ins Ausland überwiesen.

⁴ Junge Kirche Jg 1, 1933, S. 269 ff

⁵ *Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen! SA marschiert, in ruhigem, festen Schritt...*

⁶ Niemöller bekannte nach der Machtübernahme Hitlers, er habe seit 1924 nationalsozialistisch gewählt, vgl. Baumgärtel *Kirchenkampfliegende*, 1959, S. 32. Noch 1934 schrieb der Nachkriegskirchenpräsident von Hessen an Hitler: *Wir tragen Ihr Werk mit dem besten, das wir geben können – dem Gebet der Kirche.* (zitiert nach : *Die Zeit* v. 15. Januar 1982, S. 5) Niemöller, vgl. Einträge im Brockhaus uä, war im 1. Kriege erfolgreicher U-Boot – Kommandant gewesen und hatte nach dem Kriege Theologie studiert. N. galt als national. Ab 1935 immer schärferer Gegner des NS Staates. Nach dem 2. Weltkriege Kirchenpräsident in Hessen – Nassau ; Schwenk nach links mit starken Sympathien für den Kommunismus. N. wurde Träger eines hohen sowjetischen Ordens .

Massen beschäftigungsloser Arbeiter, haben mich wie so viele andere davon überzeugt, dass nur ein starker Mann Deutschland endlich wieder zur Ruhe bringen und ihm die Anerkennung zurückgewinnen werde, welche ihm von den Siegermächten auch zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges versagt wurde. Nach meinem Wechsel nach Bonn fand ich über einen Kommilitonen Zugang zum NS – Studentenbund. Das war eine Gruppe von etwa zwanzig Studenten aller Fakultäten, unter denen die Theologen das Hauptkontingent stellten. Wir sprachen über die Zukunft des Reiches, zumal hier in Bonn, welches noch von den Franzosen besetzt war. Es gab Gesprächsabende über Rassenunterschiede, auch über den starken Einfluss des Judentums auf Literatur, Film, Politik, Kunst usw. Da gab es auch Vorträge, die an Hans Grimms *Volk ohne Raum* angelehnt waren.

1929 trat ich NSDAP bei. Das tat ich aus einer Mischung von patriotischen und sozialen Gefühlen. Als ich 1930 in meinem 7. Semester aus Kiel nach Bonn zurückkehrte, habe ich die NS – Studentengruppe in Bonn geleitet, in welche inzwischen allerdings allerlei Rabauken Eingang gefunden hatte, die mit uns Theologen nicht mehr viel zu tun haben wollten. Zu diesem Amt war ich durch eine Anweisung des Reichsjugendführers praktisch gezwungen worden, da die Gruppe ziemlich in Unordnung geraten war. Der idealistische Grundton war verflogen. Ich leitete einmal eine große Veranstaltung mit Dr. Josef Goebbels. Die Bonner Beethovenhalle war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Über die Machtergreifung Hitlers 1933 habe ich mich wie viele aufrichtig gefreut. Meine niedrige Partei Nr. 132.657 hätte mir nach der so genannten Machtergreifung das goldene Parteiabzeichen eintragen können. Jedenfalls hätte ich wohl Anspruch gehabt, bei der Verteilung von Ämtern berücksichtigt zu werden. Mein Beruf schloss das aber aus. Vielleicht waren es auch erste Zweifel an dem Regime, welche sich ab 1933, jedenfalls nach dem Tode Hindenburgs am 2. August 1934, und dann immer deutlicher einstellten. Ich war aber noch kein Gegner des Regimes. Ich war aber ein Gegner mancher, später vieler seiner Ausprägungen. Seit 1930 habe ich für die Partei aber nichts mehr getan, nur den Mitgliedsbeitrag habe ich bezahlt. Seit 1932 war ich Vikar in Schortens.

Erst etwa ab 1935, als ich in Delmenhorst Pastor geworden war und immer deutlicher den kirchenfeindlichen Kurs von Partei und Staat erkennen musste, habe ich mich von der Partei innerlich abgewandt. Einen Austritt habe ich aber nicht erwogen, er wäre auch bei den herrschenden Verhältnissen kaum möglich gewesen. Ich konnte mir mit meinem Parteibonus manche Kritik erlauben, die anderen unmöglich war. Ein Delmenhorster Sozialdemokrat, Gratzki, der 1945 wegen defaitistischer Äußerungen gefangen saß und nur knapp der Erschießung entging, sagte mir etwa 1937 nach einer Predigt: *Hätte ich das gesagt, was Sie, Aden, auf der Kanzel gesagt haben, hätte man mich schon abgeholt.*⁷ Ich konnte mir auch erlauben, was sich 1938 niemand mehr traute, als ich mich in der in Delmenhorst vor den Juden Hirschtick stellte und die Straßenmeute hinderte, seine Fenster einzuwerfen. Am Morgen danach wurde ich offiziell beim Kreisleiter vorstellig, um gegen die Synagogenschändungen zu protestieren. *Was will der Pfaff* – rief man mir entgegen; aber ich war immerhin alter Parteigenosse und Deutscher Christ. Ich war allerdings erschüttert, dass die Kirche sich zu diesen empörenden Vorgängen gar nicht äußerte. Wenn doch mindestens am Sonntag oder übernächsten Sonntag nach dem Verbrechen ein Kanzelwort an die Gemeinden gegangen wäre, um die Menschen über die Haltung der Kirche aufzuklären! Das hätte gewiss Verhaftungen gegeben, aber durchs Volk wäre eine Erleichterung gegangen. Die

⁷ Gratzki war nach dem Kriege Stadtkämmerer in Delmenhorst und schrieb am 18. Juni 1946: *Als vom 3. Reich verfolgt und vom Volksgericht in Berlin zum Tode verurteilter bescheinige ich Pastor Gerhard Aden, dass er sich niemals gescheut hat, die Missstände im 3. Reich anzuprangern und das unchristliche Gebahren der Partei in aller Öffentlichkeit zu geißeln.*

Kirche hat hier kläglich versagt, zumal wenn man die Huldigungen bedenkt, welche die Kirche dem Führer anlässlich seines 50. Geburtstages wenige Monate darauf am 20. April 1939 brachte.

Die innerkirchlichen Auseinandersetzungen zwischen bekennender Kirche und der Landeskirche waren schlimm. Unser oldenburgischer Bischof Volkers war ein Mann voll echter, ungeheuchelter Frömmigkeit. Volkers hatte sich für Hitler ausgesprochen und die Sache der Deutschen Christen. Auch ich war einer von diesen geworden. Die drei, später vier Pastoren an der Stadtkirche in Delmenhorst sprachen z.T. nicht mit einander. Die Grenzen waren oft unübersichtlich. Es gab Mitglieder der Bekennenden Kirche, die glühende Anhänger Hitlers, aber nicht der Deutschen Christen waren. Ich war eigentlich nicht so sehr Anhänger Hitlers, mir ging es vielmehr immer nur um Deutschland und bei zunehmender Gefahr um die Kirche. Die unverantwortlichen Reden, welche von manchen Deutschen Christen gehalten wurden, konnten auch uns in Oldenburg angelastet werden. Ich erinnere mich an eine Rede, die ein Dr. Krause im Berliner Sportpalast hielt, in welcher er das Alte Testament unflätig in den Dreck zog. Es gab schreckliche Entgleisungen bei den Deutschen Christen, wenn etwa das Führerbild neben dem Kruzifix auf dem Altar stand. Es soll auch vorgekommen sein, dass im Gottesdienst das *Horst Wessel Lied* gesungen wurde. Aber bei uns in Delmenhorst gab es so etwas nicht.

Im Grunde habe ich zwar wohl bis zuletzt daran geglaubt oder glauben wollen, dass es sich bei den immer häufigeren Zeichen des Unrechtsstaates um nicht typische Einzelfälle handele, welche im Rahmen des Neuaufbaus eines Staates und insbesondere während des Krieges unvermeidlich sind. So lernte ich es bei einer Wehrübung 1937 in Hamburg kennen. Man bejahte den *National* – Sozialismus, aber man lehnte den Ungeist ab. Man war allgemein der Meinung, dass es sich dabei um untypische Randerscheinungen handele, welche Hitler nicht billige. Mehrfach habe ich erlebt, dass Parteigrößen, die ebenfalls an der Wehrübung teilnahmen, die aber (noch) keinen militärischen Rang hatten, geradezu schikanös behandelt wurden. Der Geist war gut, oft geradezu ausgesprochen christlich. Der Batteriechef bat mich als Pastoren, zur Vereidigung der Rekruten eine Ansprache zu halten. Bei den Offizieren der Wehrmacht war noch viel an christlichem Fundus. Das traf auch auf noch 1938 und 1939 zu. Allgemein kann ich sagen, dass mit der Höhe des Ranges das Ansehen der Kirche und damit des Pfarrers zunahm. Ich erinnere mich besonders an ein vor Leningrad mit General Linnemann geführtes Gespräch.

1939 zog niemand begeistert in den Krieg. Ich war aber kein Gegner des Krieges. Vielleicht habe ich zu wenig nachgedacht, zu wenige Fragen gestellt. Ich sah darin einen uns aufgezwungenen Kampf gegen eine Übermacht von Feinden. Die Niederlage Polens schien mir wie wohl den meisten Deutschen als gerechte Strafe für die Übergriffe Polens gegen Deutsche in den Abtretungsgebieten des Ersten Weltkrieges. Der deutsche Sieg über Frankreich hat uns alle begeistert. Bei Ausbruch des Krieges gegen die Sowjetunion teilte ich die ungunstigen Gefühle der Mehrheit unseres Volkes, aber die bis dahin unbestreitbaren Erfolge der deutschen Führung ließen in mir keinen Zweifel, dass dieser Krieg gegen Russland notwendig sei. Ich bin eigentlich nicht auf den Gedanken gekommen, dieser Krieg sei ein NS – oder Hitlerkrieg zur Eroberung fremden Gebietes. Es war die allgemeine Ansicht, dass Deutschland nach der Wiedervereinigung mit Österreich und dem Sudetenland groß genug sei. Beide Maßnahmen habe ich herzlich begrüßt und für gerecht gehalten. Die Einverleibung Böhmens und Mährens fand ich aber schon etwas bedenklich., weniger wohl aus moralischen Gründen, denn diese Länder hatten ja über 1000 Jahre zu Deutschland gehört, eher aus rassistisch – völkischen Gründen, kamen doch so auf einen Schlag rd 5 Millionen Slawen ins Reich.

Als der Krieg begann, war ich auch froh, dass der unerquickliche Kirchenstreit für mich erst einmal zu Ende war. Den kurzen Polenfeldzug erlebte ich nur von fern als Adjutant in Oldenburg. Im April 1940 wurde ich zur Fronttruppe versetzt und machte den Frankreichfeldzug als Adjutant und Ordonanzoffizier mit. Nach Ausbruch des Krieges mit Russland wurde ich zum Oberleutnant befördert und kam mit dem Vormarsch als Batteriechef vor Leningrad, an den Wolchow. Am 21. April 1943 wurde ich wegen Bewährung an der Front vorzeitig zum Hauptmann d. R. befördert. Ich war Träger des EK 2 und EK 1. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse habe ich unter dem 10. Juli 1943 dafür bekommen, dass meine Batterie auf Grund meiner Berechnungen ein vor Kronstadt liegenden russischen Kreuzer so geschickt traf, dass er sank. Zuletzt war ich Adjutant einer Batterieschule in Dolle bei Magdeburg, Diedenhofen und Mainz. Am 13. April 1945 geriet ich in Dolle in amerikanische Gefangenschaft.

Für mich wäre es niemals in Betracht gekommen, mich etwa unter Berufung auf meinen geistlichen Stand freistellen zu lassen. Ich war kein begeisterter Soldat, aber ich war es auch nicht ungerne. Ich war Soldat, weil ich meine Pflicht, so wie ich sie damals verstand, gegenüber Volk und Vaterland erfüllen wollte. 1940 machte mir ein Vorgesetzter, der beste verwandtschaftliche Beziehungen zum Heerespersonalamt hatte, den Vorschlag, den im NS – Staat doch perspektivlosen Pfarrerberuf aufzugeben und stattdessen als Berufsoffizier Karriere zu machen. Ich war diesem Gedanken nicht einmal abgeneigt. Aber ich hätte mich vor mir selber und allen, denen ich nahe stand geschämt, in diesen Zeiten der Kirche untreu zu werden.

II. Krieg im Westen

1. Vorspiel

Auf meiner letzten Wehrübung in Oldenburg lag ich zufällig mit dem Kreisleiter Sturm aus Delmenhorst auf derselben Stube, demselben, dem ich nach der Reichskristallnacht zugesetzt hatte. Wir waren beide Wachtmeister und warteten auf unsere Beförderung zum Leutnant. Ich erhielt meine Bevölkerungsurkunde am 20. September ausgehändigt. Mein Kommandeur liebte die politischen Leiter der NSDAP nicht. Mit dem Hinweis *Es ist unmöglich, dass ein Offizier mit einem Unteroffizier zusammen wohnt* bekam ich sofort ein Quartier, welches aus mehreren Zimmern bestand, und Wachtmeister Sturm, der Kreisleiter, blieb allein.

Als Anfang 1940 ein Beobachtungsoffizier für eine motorisierte Abteilung angefordert wurde, ich selber nahm diesen telefonischen Anruf entgegen, bat ich Major Eckstein um Versetzung zu dieser Fronteinheit. Am 10. April meldete ich mich in Hamburg bei der entsprechenden Einheit. Gut eine Woche lang wurden wir in die schweren Skoda – Geschütze, Kaliber 17,4 cm mit einer Reichweite von etwa 30 Kilometern, eingewiesen. Diese Geschütze waren überaus schwerfällig und jedes Geschütz wurde von einem 18 t- LKW gezogen. Beim Schießen mussten sie eingegraben werden. Verständlich, dass sie bei dem überraschend schnellen Vormarsch in Frankreich gar nicht recht zur Geltung kamen.

2. Westfront

Nach Beginn der Westoffensive wurden wir in die Eifel verlegt und am 20. Mai 1940 kamen wir zum Einsatz, der Ende Juni ca. 40 Kilometer südlich von Orleans mit der Kapitulation Frankreichs endete. Wir hatten mit unserer Batterie nur wenig feindlichen Beschuss und insgesamt nur vier oder fünf Verwundete und keinen Gefallenen. Als Beobachtungsoffizier hatte ich nur wenig Gelegenheit des Einsatzes. Aber dann fiel der Ordonnanzoffizier aus, und ich hatte die angenehme Aufgabe, zu fremden Stäben zwecks Informationsbeschaffung zu fahren. Als dann auch der Adjutant abgelöst wurde, durfte ich auch Adjutant spielen. Damit aber war ich wirklich überfordert, bei Nacht unterwegs, bei Tag stets beim Kommandeur, dem ich Mädchen für alles war. Aber ich hatte so auch das Glück, mit von der Partie zu sein, wenn die Generalität uns besuchte. So fuhr ich am 12. Juli mit dem Kommandeur in Paris ein. Der Kommandeur, Major V. war ein Kerl ohne jegliche Bindung, ein Hasser seiner katholischen Kirche und des Christentums, aber ein Draufgänger. Er bekannte mir einmal, er hätte nie gedacht, dass er mit einem Pfarrer so gut auskommen würde.

3. Etappe am Kanal

Nach Verlegung an die Kanalküste am 20. Juli 1940 war ich wieder zur Batterie versetzt. Mein Kommandeur, Major V., ließ die Männer in LKW's nach Dünkirchen ins Freudenhaus fahren, wie er sich dann selber aus Paris Mädchen kommen ließ, die bei ihm auf dem Chateau wohnten. Wegen dieser Sache, welche schließlich auch immer die Möglichkeit der Spionage einschloss, ist er dann strafversetzt worden, und der biedere im Grazer Major C. führte die Abteilung mehr schlecht als recht, da er keine Autorität unter den Offizieren besaß.

Wir lagen an der Küste zwischen Graveline und Calais, wo wir bis Anfang Dezember 1940 blieben und nichts anderes taten, als mit den anderen Kameraden den Bau der Befestigungsanlagen und des Beobachtungsturms zu überwachen. Außerdem hielten wir Ausschau nach nicht vorhandenen feindlichen Schiffen auf dem Kanal und hin und wieder führten wir ein Übungsschießen durch, auch wohl mal nach England hinüber. Gelegentlich badeten wir im Meer, und in der Zwischenzeit wurde ich von der französischen Metzgerfamilie Lefebre mit vielem und gutem Essen ernährt. Mit britischen Flugzeugen hatten wir damals noch sehr wenig zu tun. Hunderte und Tausende Gewehre und militärische Ausrüstungsgegenstände lagen überall am Strand, zurückgelassen von den Engländern bei ihrem eiligen Rückzug vom Festland.

Unter den Offizieren der Abteilung war kein starkes Kameradschaftsgefühl. Das lag sicher an dem Major V. Aber auch der Nachschub aus der Heimat, zwei aktive Oberleutnante, war wenig kameradschaftlich. Sie ärgerten sich, noch ohne Auszeichnung zu sein, wo wir bereits das EK II hatten. Ich hatte je länger je mehr Spannungen mit Major V., was unter Major C. noch stärker wurde. Da es mir ohnehin gesundheitlich nicht gut ging, denn die vier Wochen Einsatz als Adjutant und Ordonnanzoffizier hatten mich doch sehr beansprucht, forderte der Arzt eine Kur, die ich Anfang Dezember in Spa/ Belgien antrat. Ich war froh, diesem Haufen nicht weiter anzugehören.

4. Urlaub in Spa/Belgien

Ich kann über Brüssel nach Spa, wo ich am 2. Dezember 1940 eintraf. Eines der besten Hotels war für uns Offizier eingerichtet. Wenige Tage später begegnete mir auf der Treppe eine junge attraktive Dame. Ich fragte sie, ob sie den Kriegspfarrer Klaus, der aus Wien stammte, gesehen habe. Darauf antwortete sie: *Den kenne ich nicht. Ich bin hier erst vor einer Stunde eingetrudelt.* Die frische, etwas provozierende Art der Antwort gefiel mir. Es handelte sich um Ortrud Schramm, eine zur Wehrmacht einberufene Heilgymnastin aus Hamburg. Am 18. Februar 1942 haben wir geheiratet.

Die reichlich sechs Wochen in Spa gehören für mich zu den schönsten nicht nur des Krieges, sondern meines Lebens überhaupt. Keine Sorgen, überaus herzliches Verhältnis mit den Offizieren, interessante abendliche Gespräche. Tanzveranstaltungen, Besuche im Casino, herrliche Spaziergänge in einer wunderbaren, schneebedeckten Landschaft mit Restaurants in der Gegend. Ab Weihnachten dann auch die Spaziergänge zu zweit mit Fräulein Schramm. Denn näher kamen wir uns erst bei der Weihnachtsfeier, als ihr gegenüber am Tisch zufällig ein Platz frei war. Ich ließ sie raten, welchen Zivilberuf ich hätte. Sie tippte auf allerlei, vor allem auf einen Juristen. Auf einen Theologen kam sie nicht, vielleicht deswegen, weil es aus dieser Disziplin unter den Offizieren nur wenige gab.

5. Zwischenspiel in Prenzlau

Am **20. Januar 1941** mußte ich Spa verlassen und wurde zu einer Reserveabteilung nach Prenzlau in der Uckermark versetzt. Wenn Ortrud Schramm meine Frau werden sollte, durfte ich sie unter all den Offizieren und Männern nicht in Spa lassen. Es gelang mir, sie innerhalb von etwa 14 Tagen los zu kriegen und ins Elternhaus nach Hamburg - Wandsbeck, Schloßstraße 8, zurückzuholen.

Ich hatte in Prenzlau nicht viel zu tun. Ein bisschen Gefechtsdienst, selten einmal Übungsschießen, alles ganz gemütlich. Nach dem Essen im Casino gab es noch guten Kaffee und Kuchen, und das Verhältnis der Offiziere zu einander war gut. Der Kommandeur und ich standen sehr gut, auch wenn er bei vielen nicht beliebt war. So lud er mich einmal nach Stettin ein, das sich bis dahin gar nicht kannte. Als schon älterer Leutnant meldete ich mich zu einem Batterieführerlehrgang in Jüterbog. Dieser dauerte sechs Wochen und hat mich sehr beansprucht, da ich im Geschwindigkeit ausgebildet wurde. Nach Beendigung des Lehrgangs bekam ich die Qualifikation.

Trotz mancherlei Gerüchte über Aufmärsche im Osten kam uns der Einbruch nach Russland am 22. Juni sehr überraschend. Nun wussten wir, dass auch wir bald in den Einsatz kommen würden.

III. Ostfront

1. Einberufung

Am **15. Juli 1941** fuhr ich nach Hamburg zu Ottel⁸. Ich wollte mit ihr nach Stiekelkamp fahren, um sie meiner Mutter vorzustellen. Am 20. Juli saßen wir beide im *Hotel Atlantik*, von

⁸ Umgangname meiner Mutter Ortrud..

wo ich meinen Bruder Jakob⁹ in Oldenburg anrief und unser Kommen ankündigte. Jakob ließ mich ausreden. Dann aber sagte er, es liege bei ihm ein Telegramm für mich aus Prenzlau vor, und zwar des Inhalts, dass ich ab sofort in den Osten versetzt sei, um eine Batterie zu übernehmen. Mein Bruder Theodor¹⁰ holte Ortrud in Hamburg ab, um sie in Ostfriesland bekannt zu machen. Dort hat es aber wohl gleich Spannungen mit Theodor und auch mit Bruder Johann gegeben, die beide gegenüber dem NS – Staat und dem Weg, den Hitler ging, äußerst kritisch waren. Ottel wie ihre übrige Familie waren aber in ihrem Glauben an Hitler noch ziemlich unerschüttert.

Anstatt nach Ostfriesland zu fahren, stieg ich also in den Zug nach Berlin. Dort fand ich sofort Anschluss nach Königsberg, wo ich am 22. Juli gegen Mittag eintraf. Abends fuhr ich bei herrlichem Wetter lange Strecken am Pregel entlang weiter nach Wirballen, der ersten Grenzstation auf russischem – litauischem Gebiet, auf der Bahnstrecke Gumbinnen – Kowno. Dort traf ich von der Organisation Todt einen Wagen, in dem es weiter nach Osten in Richtung Front ging. Am **26. Juli** traf ich bei Dunkelwerden mit dem Zug in Dünaburg ein. Mit mir stiegen etliche Offiziere aus, die auch nach Miecema, ca. 7 Kilometer entfernt, kommandiert waren. Es stand ein größerer Lastkraftwagen bereit, uns mit Sack und Pack dorthin zu bringen. Da geschah auf dem kurzen Weg zu Unterkunft in der Führerreserve etwas, das mich und sicherlich auch meine Mitfahrer, sehr erschütterte. Unser Fahrzeug wurde von einigen Soldaten mit der Bitte, mitgenommen zu werden, eingehalten. Da sie auf einem LKW keine Offiziere vermuteten, riefen sie uns noch, bevor sie zustiegen, wörtlich zu: *Wir kommen gerade von den Judenerschießungen. Morgen früh werden wieder 500 erschossen.* Die uns später in Miecema gegebene Erklärung, die Letten betrieben diese Ausrottung der Juden, da diese Dünaburg in Brand gesetzt hätten, überzeugte uns nicht. Am folgenden Tage wurde mir bei einer Ortsbesichtigung klar, dass die Landser nicht übertrieben hatten. Es waren Gräber mit einer Talsohle zwei Meter tief, 50 Meter lang für neue Opfer ausgehoben worden.

Weiter über Pleskau, Richtung Luga, und von hier im Konvoi, da schon damals in den dichten Wäldern Überfälle durch Partisanen häufig waren. Zufällig traf ich in Welosowo auf ein Fahrzeug meiner Einheit, der Abteilung 680.

2. Batterieführer vor Leningrad

Am **4. August 1941**, wir hatten nachts bereits Temperaturen von minus vier Grad, übernahm ich die 3. Batterie der Abteilung, die Major von Hertlein führte. Der Kommandeur war sehr froh, dass er mich hatte. Persönliche Probleme mit einem Leutnant W. machten mir aber das Leben zunächst schwer. Auch kannte ich die Geschütze nicht, und die 24 Unteroffiziere und auch die Mannschaften stammten alle aus Sachsen, der deutsche Volksstamm, der mir wohl am wenigsten liegt. Ich aber war auch nur Leutnant und also nur im Dienst Vorgesetzter. Aber wir hatten nicht allzu viel Zeit, um uns persönlichen Dingen hinzugeben. Wir waren auf dem Vormarsch, und das bedeutete fast jeden Tag Stellungswechsel und Feuerbereitschaft. Wir schossen auf gegnerische Ziele und Truppenansammlungen, und auch wir erhielten Feuer. Viel unangenehmer als dieses waren aber die Minenfelder und die sporadisch gelegten Tellerminen. Kurz bevor ich die Batterie übernahm, waren mehrere Soldaten der Batterie auf diese Weise ums Leben gekommen, und ein Leutnant hatte ein Auge verloren.

⁹ Jakob Aden, Versicherungskaufmann. Im 1. WK Leutnant z. S. der Reserve

¹⁰ Dr. Th. Aden war der nächst jüngste Bruder. Als Chemiker in der Kohleverflüssigung tätig war er uk – unabhkömmlich für den Kriegsdienst – gestellt.

Unser Einsatzgebiet lag über Luga hinaus in Richtung Krasnogwardeisk, früher Gatschina, und weiter nach Krasnoje Selo. An einem Nachmittag, wohl am **7. September**, suchte ich auf weiter Flur eine Feuerstellung. Da sah ich den Feuereinschlag unserer Seite auf die Vororte von Leningrad, wobei es aus tausend Rohren und Infanteriegeschützen blitzte und donnerte, begleitet von Bombenwürfen unserer Stukas usw. Dann trat die Infanterie zum Sturm auf die Höhe 112 an und nahm sie. Ich aber stand plötzlich mutterseelenallein vor einem von unseren Truppen überrannten Waldstück in den sich noch russische Soldaten verborgen hielten. Einen, der sich zeigte, nahm ich mit den Worten *Ruki werch – Hände hoch!* (Wohl die einzigen russischen Worte, die ich kannte) gefangen und führte ihn in das nahe gelegene Dorf. Als ich abends mit einem Unteroffiziere zusammen die Geschütze erwartete, kam es zwischen mehreren Russen und uns bei diesem Waldstück zu einem Pistolenduell, bei dem aber auch auf der anderen Seite anscheinend niemand verwundet wurde. Schließlich mochte es schon 20 h geworden sein, als wir nur noch den kurzen Feuerschein der gegnerischen Pistolen sahen. Daraufhin zogen sich die Russen in das Dunkel des Waldes zurück, und wir setzten uns wieder etwas ab, da wir allein auf weiter Flur mit einer größeren Schar von Russen rechnen mussten. Erst gegen Morgen kamen dann die nach der Karte an diese Stelle befohlenen Geschütze.

KT: Für diese Tage werden heftige, oft sogar sehr heftige Kämpfe an diesem Abschnitt berichtet

Wenn ich dem Vormarsch auf Leningrad mit dem Stellungskrieg vor der Stadt vergleiche, war dieser viel unangenehmer als jener. Das lag nicht nur an der schon empfindlichen nächtlichen Kälte und dem neblig - feuchten Wetter, es war auch je länger je näher gefährlicher. Denn nach einigen Wochen hatten die Russen unsere Feuerstellen ausgemacht, und wenn wir schossen, bekamen wir's prompt zurück.

Die in der Bucht vor Leningrad liegende russische Kriegsmarine beteiligte sich kräftig am russischen Abwehrkampf. Am **12. September 1941** landete meine Batterie den ersten Volltreffer auf das russische Panzerschiff „Marat“ in der Kronstädter Bucht. In etwa zehn Kilometer Entfernung sahen wir von der Höhe 112 den aufsteigenden Rauch. Abends wurden wir dann von Schiffsgeschützen so eingedeckt, dass wir in die Deckungslöcher gingen oder ganz platt auf dem Boden kauerten, zumal auch die feindlichen Flieger uns mit Bomben belegten. Es ist aber niemand zu Schaden gekommen. Überhaupt waren unsere Verluste im Vergleich mit denen der Infanterie gering. Wir hatten feste Stellungen und uns gut eingebunkert. Der Buchenwald um uns herum gab uns das nötige Holz zur Beheizung unserer kleinen Öfen. Im Dezember fielen die Temperaturen auf unter 30 Grad.

3. Stellungskrieg am Wolchow

Am **10. Januar 1942** kam der Stellungswechsel an den Wolchow, wo der Russe durchgebrochen war. Hier zeigte sich, wie die bespannte Artillerie meiner motorisierten Einheit weit überlegen war. Von den reichlich 50 Motorfahrzeugen der Einheit blieben auf der Strecke bis Ljubowo über die Hälfte liegen, und einige waren überhaupt nicht mehr flott zu kriegen. Die Pferde aber zogen treu ihre schweren Lasten. An dem dann folgenden Tage war es sehr unangenehm. Wir hatten etwa 40 Grad Kälte und keine andere Unterkunft, als die Hütten der Russen. In diesen lagen wir wie eingelegte Heringe so auf dem Boden, dass wir zu 30 und mehr Mann den Raum füllten. Die russischen Hausbewohner mussten in ähnlicher Weise mit ihren Landsleuten in den ihnen überlassenen Hütten nächtigen. Es kann nicht verwundern, dass es je nachdem hier Wanzen, dort Läuse oder Flöhe gab. Ich habe abwechselnd alles gehabt, am meisten aber Wanzen, die nachts aus der Holzverschalung unserer vorher von russischen Soldaten belegten Unterkünfte hervor krochen.

4. Hochzeitsurlaub

Durch den Vormarsch und die Kälte hatte die Abteilung einen so großen Materialausfall, dass die Fahrzeuge einer durchgehenden Überholung in Deutschland bedurften. Ganz zufällig erzählte ich dem Kommandeur, dass sich vielleicht schon verheiratet wäre, wenn der Osteinsatz nicht dazwischen gekommen wäre. Es bestand Urlaubssperre. Aber ein Begleitoffizier musste mit dem Transport fahren. So bekam ich den dienstlichen Auftrag, mit einigen Mann den Zug zu begleiten. Es war nicht eingeplant, dass allein die Fahrt ins Reich 14 Tage dauern würde. Aber zunächst waren die Lokomotiven, die noch mit Holz gespeist wurden, offenbar nicht zur Stelle. Dann gab es infolge der großen Kälte eingefrorene Weichen und schließlich von Partisanen gesprengte Schienen, sodass wir da und dort bis zu drei Tagen auf die Weiterfahrt warten mussten.

Am **9. Februar 1942** endlich kamen wir in Hamburg an. Jahr und danach hatte ich bis zum 28. Februar frei, 14 Tage nach Erledigung des dienstlichen Auftrags, und so konnten wir den Hochzeitstermin auf den 18. Februar 1942 festlegen.

IV. Aus dem Fronttagebuch

Das original erhaltene Fronttagebuch in braunem Kunstledereinband umfasst nur den Zeitraum vom 18. Februar bis zum 31.12.1942. Ein bis dahin geführtes Kriegstagebuch war im Hause der Schwiegereltern in Hamburg bei der Zerstörung des Hauses durch Bomben mit verbrannt.

Unsere Hochzeit am **18. Februar 1942** findet im engsten Rahmen im Eisenbahnhotel statt. Von meiner Seite sind nur erschienen: Bruder Jakob mit Frau Dora, deren Tochter Gesinde Döring, und Bruder Karls Frau Hanna, von Ortruds Seite die Geschwister und Onkel Gerhard¹¹, Bruder von Eva Schramm, der Schwiegermutter. Abends gegen 22 h machten wir uns auf nach *Streits Hotel* am Jungfernstieg, wo wir sechs Tage wohnen, dann zwei Tage nach Lübeck und schließlich in das *Vierjahreszeiten* in Hamburg. Leider war das Wetter immer etwas unfreundlich und kalt, feucht, neblig, windig. Sonst aber waren die Tage wunderschön, und wie im Fluge vergingen sie.

Den **1. März**, den Tag meiner Abreise an die Front, begingen wir mit einem Gottesdienstbesuch in der Jacobi - Kirche, Oberkirchenrat Drechsler hielt eine sehr schöne Predigt. Nachmittags fahre ich dann um 15 h über Berlin wieder dem Osten zu. Ortrud begleitete mich an die Bahn. Der Zug ist überfüllt, aber ich komme noch unter. In Berlin erwische ich um 19:45 noch den Zug nach Wirballen. Dort bin ich schon am 2. März 3 h mittags, und ich habe gleich Anschluß über Kowno nach Wilna, wo ich um 23 h eintreffe. Am 3. März sehe ich mir Wilna an, eine schöne Stadt und nur wenig zerstört. Nachmittags fahre ich in Richtung Dünaburg – Pleskau.

¹¹ Gerhard Bubendey, Prokurist der Deutschen Bank in Hamburg

Endlich **Sonnabend, 7. 3.**, morgens um 4 h erreiche ich Krasnogwardeisk, so bin ich um 13 h bei der Truppe. Da ist noch alles beim Alten. Aber meine drei Geschütze sind nun alle ausgefallen, von den neun Geschützen der Abteilung schießen nur noch zwei.

So lässt der Kommandeur mich wissen, ich solle vorerst in der Protzenstellung¹² bleiben, wo ich nun, heute am **Heldengedenktag, 15.3.**, auf weitere Weisungen warte. Leider hat die Batterie zwei tödliche Unglücksfälle zu beklagen. Der Obergefreite P. verunglückte durch den Schuß einer Maschinenpistole, der Gefreite R. beim Sprengen für den Bunkerbau. Beide waren sehr verständige Männer, um die es ist sehr schade ist. Ich verbringe meine Tage zur Zeit ohne eigentlichen Inhalt. Ich habe nicht viel zu tun. So lese ich viel, treibe Fahrzeugkunde, mache Spaziergänge bei 25 bis 30 Grad Kälte (Mitte März). Ich bin häufig bei Major Simon zu Besuch.

KT¹³ v. 14. März: *Fast an der gesamten Front schwere Schneestürme und Kälterückfall.*

Während ich hier im Nichtstun verharre, allerdings ohne eigene Schuld ist dort, wo die wesentlichen Geschütze sind, allerlei los.

KT vom 18. März: *Im Wolchowkessel scheint die feindliche Angriffskraft allmählich etwas zu erlahmen.*

19. März: *Wolchowfront ist geschlossen.*

Durch Bomben verliert Oberleutnant Zürn zwei Mann, beide tot. Unser Kommandeur hat eine andere Abteilung übernommen, und Oberleutnant M., Leutnant P. und Pfeiffer sind als vorgeschobene Beobachter eingesetzt. Schon in den ersten Tagen dieses Einsatzes fällt Pfeiffer durch einen kleinen Splitter, der ins Gehirn drang, während etwa zehn andere durch dieselbe Granate verwundet wurden. Das war am 14. 3. Um Leutnant Pfeiffer ist sehr schade, er war ein anständiger, feiner Mensch und Kamerad. Wenige Tage später wird auch unser Kommandeur verwundet. Ein Splitter dringt in sein Schulterblatt, drei bis vier Monate wird die Heilung dauern, also kehrt er nicht zurück. Zugleich fallen noch zwei Mann vom Stab. So ist die Abteilung ohne Kommandeur. Denn der neue, der schon im Februar den bisherigen ablösen sollte, ist immer noch nicht eingetroffen, und er wird wahrscheinlich nicht mehr kommen. Wozu auch? Die Abteilung ist in voller Auflösung: Batterie Zürn untersteht der Abteilung 809, V- und E- Zug mit Leuten vom Leutnant Slevogt gehört zur Bb 30, der Abteilungsstab mit Adjutant ist zu einer fremden Abteilung gekommen, die ihrerseits wieder von einem ihr fremden Kommandeur geführt wird. 25 Mann etwa sind seit sechs Wochen von den drei Batterien zur Infanterie abgestellt., Lt Slevogt mit 100 Mann der 3. Batterie ist seit dem 24.3. als Einheit anscheinend für die Infanterie abgestellt. Heute, am 26. 3., folgen Leutnant L. So halten Oberleutnant M. und ich die restlichen Teile unserer Batterien mit 85 Mann und warten in Geduld der kommenden Dinge. Was wird, weiß niemand, zumal unsere Geschütze bis auf zwei kaputt sind.

Am **23. 3.** war ich in Krasnoje Selo¹⁴ bei der 58. ID im Fronttheater. Fabelhaft, was die Künstler leisten in ihren Darbietungen.

¹² Protze: Vorderwagen zum Transport eines Geschützes, welches über den Protzenhaken in die Protze eingehängt wird. Meist von einem Pferdegespann gezogen.

¹³ Kriegstagebuch, Hrsg v. Percy Schramm

¹⁴ Zwischen Gatschina (= Krasnogwardeisk) und Leningrad nahe dem Finnischen Meerbusen.

Am **24. 3.** fahre ich mit Major Simon und Oberzahlmeister Pfeiffer in die Nähe von Tschudowo¹⁵ zum ehemaligen Abteilungsstab. Das war der erste Tag, an dem es taute. Der Matsch war bereits nachmittags sehr groß, aber gestern ungeheuer.

KT v. 26. März: *Noch überall Tauwetter. Dadurch erhebliche Bewegungshindernisse.*

Am 27. morgens fahre ich zum Kriegsgericht des I. Armeekommando wegen des Gefreiten L. Wenn alles klar geht, geht's Sonnabend für einige Tage nach Dorpat. Auf der Fahrt zum Kriegsgericht geht der Wagen, 50 Kilometer entfernt, kaputt. Mit einem geliehenen fahre ich weiter. L. wird zu vier Monaten Gefängnis und Rangverlust verurteilt. Wäre ich dabei gewesen, wäre er wahrscheinlich viel billiger davongekommen.

Abends bin ich um 19:30h zurück, da erzählt mir H. von dem merkwürdigen Verhalten des Gefreiten H. Als ich ihn, der nach mir gefragt hat, kommen lassen will, fällt ein Schuß, ohne dass er noch meine Ladung erhalten hatte. Durch Kopfschuß hat er sich das Leben genommen. Infolge dieses Vorfalles verschiebe ich in die Dorpattour von Sonnabend auf Montag. Aber der Unteroffiziersabend sonnabends kann nicht unter diesem Selbstmord leiden. Es geht recht lustig zu, und es wird recht viel getrunken. Um 1 h nachts kommt auch noch Oberleutnant Adrian, mein Batterieoffizier aus Oldenburg, als ich noch Gefreiter war. Jetzt führt er eine 15- cm Haubitzbatterie und liegt mit seinen Protzen 150 Meter von mir entfernt.

Am Sonnabend, dem **29.3.**, fahre ich nach Lissino zum Hauptverbandesplatz, um den verwundeten Unteroffizier Richter zu suchen. Als ich am 29. abends zurückkehre, sind bereits wiederum 30 Unteroffiziere und Mannschaften zur Infanterie abgestellt, inzwischen hat die Einheit S. schon drei Tote und mehrere Verwundete, darunter drei aus der 3/680.

KT v. 29.3.: *Der Feind macht vor Beginn der Schneeschmelze verzweifelte Bemühungen, noch zu einem Erfolg zu kommen.*

Montag, den 30. 3., geht's um 7 h nach Dorpat über Königsegg, Narwa am Peipussee und wir treffen um 15 h ein. Dorpat¹⁶ als Stadt ist zu einem Drittel völlig zerstört, denn 17 Tage hatte dort die Front gelegen. Wir wohnen im *Grand Hotel* und bleiben bis Sonnabend vor Ostern, 4. April, dort. Zu kaufen gibt's nur noch auf Marken, Einkäufe also unmöglich. Anscheinend blüht aber der Schleichhandel, mindestens auf dem Lande, sehr. Für Zucker kann man alles haben: Butter, Speck, Eier und so weiter. Da Dorpat nicht allzu viel bietet, besuchen wir dreimal das Kino mit drei verschiedenen Filmen und einmal das Theater, wo die Oper „Martha“ auf Estnisch gespielt wird. Ich war erstaunt über die schauspielerische Leistung, das Können und die Aufmachung, während die Schauspielerinnen ihre Schönheit wohl tragen konnten. Am Karfreitagmorgen war ich im Wehrmachtsgottesdienst, der sehr gut besucht war mit einer guten Predigt: *Er soll die Starken zum Raube haben.*¹⁷

Ich besuchte einen estnischen Pastor, der mir von den Bolschewisten erzählte und sagte, sie hätten bei ihrem Abzug 192 Dorpater ermordet. Über die Dorpater Bevölkerung kann man sich nur freuen. Fast jeder spricht in Deutsch und 90 bis 95 Prozent aller Einwohner unterscheiden sich in nichts von dem deutschen Menschen. Sie sind sehr liebenswürdig, aber

¹⁵ Auf der Bahnlinie Leningrad – Moska, nahe dem Fluß Wolchow.

¹⁶ Mit 1940 rd 60.000 Einwohnern; Universität, 1632 von König Gustav Adolf gegründet, bis 1889 Mittelpunkt der deutsch – baltischen Kultur.

¹⁷ Jesaja 53, 12: *Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum raube haben, darum dass er sein leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleichgerechnet ist.*

ob sie's so meinen?? Die Stadt ist schön und hat einige charakteristische Bauten: alte Kirchen - Rathaus. Fährt man durch Estland, so fällt auf, dass das Land etwas wellig ist, im Sommer gewiss ein sehr schöner Anblick mit seinem Waldreichtum. Dörfer gibt's eigentlich nicht. Die Häuser sind übers ganze Land verstreut. So etwas wie Dorfgemeinschaften sieht man von Narwa bis Dorpat. nicht.

Sonnabend vor Ostern langte ich wieder bei meinen Leuten an, wo noch alles unverändert war, d. h. also alles unbestimmt, was aus uns wird. Ob wir noch zur Neuaufstellung ins Reich kommen? Ich glaube es nicht. Ob man die Abteilung auflöst? Beinahe scheint es so. Vielleicht aber bekommen wir mal über Nacht Geschütze, Fahrzeuge und unsere Männer von der Infanterie zurück, zu der ich etwa 100 Mann abgestellt habe.

Am **Ostersonntag** besucht mich Leutnant Schmidt, das ist mir Anlass, den versprochen Unteroffiziersabend vorzuverlegen und die Hochzeitnachfeier am ersten Feiertagabend stattfinden zu lassen. Auch an diesem Abend geht's lustig und fidel zu.

Ostermontag sieht uns beim Skat bei Major S. Sonst aber ist jetzt wieder ein Tag wie der andere. Keine Aufgabe, keine Sicherheit in der Verwendung. Aber uns muntert das warme sonnige Tauwetter auf, dass freilich jede Straße zu einem See und jeden Abhang in einem großen Gießbach verwandelt.

Selten habe ich so viel gelesen wie in den letzten vier Wochen. Shakespeares *Richard III.*, *Heinrich VIII.*, Tolstois *Auferstehung*, Reventlows *Von Potsdam nach Doorn* usw. Für die Lektüre des letztgenannten Werkes bin ich besonders dankbar, denn es wirft ein anschauliches Licht auf Bismarcks Werk und Wilhelms II. unselige Regierungstätigkeit. Nach wie vor stehe ich irgendwie dem Geschlecht der Hohenzollern sympathisch gegenüber. Mit Traurigkeit und Wehmut denkt man an das beschämende Ende in Spa am 9.11.1918. Mich befriedigt aber, dass dieses unrühmliche Ende durch den Soldatentod des ältesten Sohn des Kronprinzen ein wenig aufgehoben wird, dieser ist, ohne männliche Erben, zu hinterlassen, 1940 im Westfeldzug gefallen. Tolstois *Auferstehung* mag nicht mehr zeitgemäß sein, aber dieses Buch enthält starke sittliche Impulse, denen sich die Menschheit mehr öffnen sollte. Es wäre tausendmal besser um sie bestellt! Mich beschäftigen seit Wochen die Fragen nach dem Sinn des Lebens und nach der Berechtigung der christlichen Ethik unter den Menschen. Ist das der Sinn des Lebens, dass sich die Völker alle zwei Jahrzehnte in Kriegen schlagen und namenloses Unglück auf sich und andere schütten? Gehört der Krieg zum göttlichen Weltplan, um vielleicht auf diese Weise die Welt vor über Bevölkerung zu sichern? Eher glaube ich, dass es allerdings ein Zeichen des göttlichen Zorns ist für so viel Eigensucht, Lieblosigkeit und Hass unter den Völkern. *Darum hat Gott sie wieder hingegeben in seinem Zorn*, vgl. Römer 1, 18 ff.¹⁸ Es ist wohl nicht in der Sinn des Lebens, dass die Menschen nur glücklich sind, aber ganz bestimmt kann das Leben nicht dem Sinn haben, dass die Menschen sich durch Kriege unglücklich machen.

Erst heute, am **22. April**, mache ich wieder einige Aufzeichnungen. Wenn nichts Wesentliches eingetroffen ist, gibt's nicht viel zu vermerken. Ein Tag ist wieder andere. Nur gebe ich dem Tag dadurch einen Sinn, dass ich jetzt Ausbildung der Unteroffiziere und der Richtkanoniere betreibe. Richtverfahren werden erklärt und praktisch geübt, und die Unteroffiziere lernen das Schießen. Die schönen Frühlingstage reizen zum Aufenthalt im Gelände. So verbindet man Angenehmes mit Nützlichem.

¹⁸ Richtig: *Denn Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen...*

Am **11. April** bin ich bei den von meiner Batterie abgestellten Leuten der Einheit Orgel, die als Infanteristen Dienst tun. Am 20. beerdige ich einen Gefallenen derselben Einheit auf deren Bitte, da die Kampfgruppe keinen Pfarrer stellt..

Am **14. April** fahre ich zu Oberleutnant Adrian auf die Beobachtungsstelle, die er in derselben Fabrik hat, aus der meine bereits im Oktober herausgeschossen wurde, als wir auf die Mole von Leningrad schossen. Es ist also wirklich nicht viel los. Unter anderen Verhältnissen, deutschen oder französischen, müsste man recht guter Laune sein. Aber hier ist Russland, und wer einmal hier war, geht freiwillig nicht wieder hin, sehnt sich weg, und wenn's Leben noch so bequem ist.

Heute, wo ich nach etwa zehn Tagen wieder Aufzeichnungen mache, ist der **2. Mai**, ein strahlend schöner Tag genau wie gestern. Es wird merklich wärmer. Am Tage braucht man nicht mehr oder nur wenig zu heizen. Aber in den Schluchten, wohin die Sonne nur wenig dringt, liegt auch noch heute Schnee, und draußen grünt und blüht noch nichts, nur schönen weißen Kätzchen gibt es bereits seit Wochen. Das ist alles; nachts ist es eben noch zu kalt, häufig Nachtfröste.

Am **23. April** beerdige ich den zweiten Gefallenen der Einheit Orgel. Vorläufig ist für uns immer noch nichts los.

Am 24. ist der neue Kommandeur, Oberstleutnant Achenbach, eingetroffen, der am Sonntag bei mir eine Chefbesprechung abhält.

Sonntag, der **26. 4.**, bringt die Führerrede vor dem Reichstag, die man nicht erwartet hatte, sodass man meint, es müsse etwas Neues und Überraschendes hervortreten. Anscheinend war man darum, als nichts Neues vermeldet wurde, auch etwas enttäuscht. Die neue Vollmacht, auch in Rechtsurteile einzugreifen, mag ja wohl staatspolitisch notwendig sein, erfreulich ist sie keinesfalls, überhaupt wenn das ein Dauerzustand werden sollte. Hoffentlich wird solche Vollmacht nicht auf die Gau- und Kreisleiter übertragen!¹⁹ Montag abend bin ich von Hauptmann Adrian zur Beförderungsfeier eingeladen. Eine schöne Feier im kleinen Kreise.

Am Dienstag, dem **28. 4.**, gibt's nach Neujahr zum ersten Mal wieder Kartoffeln bei der Truppe. Das tut wirklich gut. Donnerstag fahre ich mit dem Veterinär Heinemann nach Krasnogwardeisk und von dort nach Puschkin , dem früheren Zarskoje Selo. Wir haben Gelegenheit, das Zarenschloss zu besichtigen, dass wirklich einen gewaltigen Bau darstellt. Sämtliche Zimmer und Säle sind völlig leer. Das Bernsteinzimmer ist nach Königsberg

¹⁹ Hitler erklärte auf dieser überhaupt letzten Sitzung des NS- Reichstags am 26. April 1942: *Ebenso erwarte ich, dass die deutsche Justiz versteht, dass nicht die Nation ihretwegen, sondern dass sie der Nation wegen da ist (lebhafteste Zustimmung) das heißt, dass nicht die Welt zugrunde gehen darf, in der auch Deutschland eingeschlossen ist, damit ein formales Recht lebt, sondern dass Deutschland leben muss, ganz gleich, wie immer auch formale Auffassungen der Justiz dem widersprechen mögen..... Ich werde von jetzt ab in diesen Fällen eingreifen und Richter, die ersichtlich das Gebot der Stunde nicht erkennen, ihres Amtes entheben.*(Beifall). Zitiert in: JuN, S. 268. Der Großdeutsche Reichstag beschloss: *Es kann keinen Zweifel unterliegen, dass der Führer in der gegenwärtigen Zeit des Krieges, in der das Deutsche Volk in einem Kampf um Sein oder Nichtsein steht, das von ihm in Anspruch genommene Recht besitzen muss, alles zu tun, was zur Erringung des Sieges dient oder dazu beiträgt. Der Führer muss daher – ohne an bestehende Rechtsvorschriften gebunden zu sein - als oberster Gerichtsherr... jederzeit in der Lage sein, nötigenfalls jeden Deutschenzur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten, und bei Verletzung dieser Pflichten.....ohne Einleitung vorgeschriebener Verfahren aus einem Amt .. zu entfernen.* JuN S. 294 . Folge diese Ausführungen Hitlers war, dass Rothenberger, mit Amtsantritt Thieracks Staatssekretär der Justiz, den OLG – Präsidenten aufgab, ein System zur Lenkung der Rechtsprechung einzuführen. Dazu gehörten die so genannten Richterbriefe. vgl. den Aufsatz Schlegelberge auf dieser Internetseite

überführt.²⁰ Am Abend des Tages bin ich von dem Kommandeur der bespannten Abteilung eingeladen. Da ich vorher schon drei Eier gegessen hatte und ich im Casino nochmals vier kriege, vertilge ich an einem Abend sieben Eier. So ist das beim Kommiss. Manchmal freut man sich über ein Stück Brot, und dann wieder lebt man wie ein Fürst.

Ich weiß immer noch nicht, was aus meiner Batterie und mir wird. Zur Zeit scheint es, als wenn man die 3/680 auflösen will. Das hieße für mich, eine neue Einheit übernehmen oder zunächst sogar zur Führerreserve zurück. Ich nehm`s, wie's kommt. Beim Kommiss weiß man nie, ob man den Tod oder das Leben wählt. Darum ist mir wirklich alles gleich. Nur weiß ich, wer bei dieser Abteilung im Sommer bleibt, wird nicht viel erleben und wahrscheinlich einen guten Tag erleben, aber das ist nicht der Sinn des Einsatzes. Darum ist es mir sehr recht, wenn ich wieder richtig eingesetzt werde.

Vor einigen Nächten wurde unser Lager mit Störungsfeuer belegt. Es ist nichts passiert, aber stundenlang schoss der Bolschewik etwa alle zehn Minuten zwei Schuss und manchmal lagen die Schüsse in 100 Meter Nähe. Überhaupt ist der Russe seit einigen Tagen sehr rege. Wüsste er, wie dünn die Linie ist, die Leningrad umschließt, er müsste durchstoßen. Kommt noch hinzu, dass sich hier manche unzuverlässige Truppen finden, was es so an Verbündeten gibt: Esten, Letten, Norweger u.a.

10. Mai.

Am **2. Mai** mache ich einen weiten Spaziergang zur Höhe mit den beiden Türmen, auf der ich Anfang September 1941 als erster deutscher Artillerist zusammen mit Leutnant Döge war. Es ist schönes armes Wetter bis zum Abend. Als ich zurückkehre, liegt ein Brief von Oberleutnant Friedrich vor, der am mittleren Frontabschnitt sehr viel mitgemacht hat. Am 3. kühlt das Wetter merklich ab, und es bleibt eine ganze wochenlang kalt, und erst heute wird es etwas wärmer. Am 4.5. waren es nachts - 5. Grad und am Tage - 3.

Am 6.5. besorgte ich mir sieben Eier im Tausch gegen ein Brot und 6 Juno- Zigaretten, im übrigen mache ich Unterricht. Der Skat am 3.5., bei dem auch Hauptmann H. und Dr. Dürr zugegen sind, endet mit einem Krach, weil der Doktor sich mal wieder nicht *mit Anstand besaufen* kann, um Bismarck zu zitieren.

Am Freitag, **dem 8. Mai**, wird mitgeteilt, das bei der Verpflegung empfangene Puddingpulver nicht zu verwerten, da durch Sabotage das Pulver mit Typhusbazillen infiziert sei. Anscheinend arbeiten also besetzte Menschen für uns, weil sie müssen, und sie reagieren ihre Gefühle gegenüber uns in dieser Weise ab. Interessant, wenn man den Parallellfall heranzieht, als die Truppe vor dem Genuss dänischer Fleischkonserven gewarnt wurde, da dieser mit Eisenspänen durchsetzt waren.

Gestern Abend erreicht uns die Nachricht, dass die Protzenstellungen nun doch nach Ljubowo verlegt werden müssen. So geht's denn morgen, 11.5., ab, und zwar bei Nacht, weil am Tag der Weg vom Feind eingesehen werden kann, also nicht passierbar ist.

Ortrud schrieb mir bislang so regelmäßig, dass ich nie ohne Post von ihr war. Jede Woche erreichten nicht zwei bis drei, manchmal auch vier Briefe. Nun warte ich schon seit dem 2.5. auf einen Gruß, und jeden Tag vergebens. Da mache ich mir Sorge, was los sein mag. Seit

²⁰ Dieses ging verloren. Unter maßgeblicher Beteiligung der Ruhrgas AG wurde es zum Jahre 2003 vollständig rekonstruiert und Russland wieder übergeben. Englische Zeitungen berichteten 2004 von Gerüchten, dass russische Soldaten bei der Eroberung von Königsberg das Bernsteinzimmer verbrannt hätten.

heute morgen hat sich die Sorge gesteigert. Ein Oberarzt aus Hamburg hat Mitteilung bekommen, dass sein Haus in Hamburg von Bomben getroffen worden sei. Nun will er auf sein Anerbieten für Ortrud telefonisch hier anrufen, ob noch alles in Ordnung ist.

Heute Abend, hat der Russe wiederum zwei Stunden Störungsfeuer nach dem Bahnhof gelegt. Der einzige Schaden, den er bewirkt hat, ist wohl die Zerstörung des elektrischen Leitungsbunkers, sodass wir uns heute Abend mit Karbidlicht behelfen müssen. Interessiert gucken meine Männer den Einschlügen, etwa 1000 Meter entfernt, zu. Sie stehen mit 20 Mann auf einem Haufen. So jage ich sie auseinander, weil man nie weiß, wohin der nächste Schuss geht. Innerlich sind sie vielleicht etwas belustigt über diese Vorsichtsmaßregel. Plötzlich verlegt der Russe das Feuer Ihnen direkt vor die Füße, 100 Meter entfernt. Da laufen sie nicht mehr, sondern hauen ab, und gestehen mir, wie richtig meine Maßnahme war.

Nach drei Wochen mache ich heute am **1. Juni** wieder einige Aufzeichnungen. Darin liegt schon, dass nicht viel los ist. Der Stellungswechsel geht planmäßig Montagabend um 23h an, und Dienstag früh sind wir um 4h am Ziel. Das Vorkommando weist uns ein Waldstück an, wo wir Baracken bauen sollen. Da es zunächst an Material fehlt, gibt's Schwierigkeiten. Doch dann schreitet der Bau schnell weiter, und in acht bis zehn Tagen sind Blockhütten zu je acht Mann fertig. Ich wohne zunächst im Reservewagen und ziehe nach 14 Tagen um. Zunächst ist das Wetter noch sehr kalt und Pfingsten ist teilweise verregnet. Dann wird es warm, und die Vegetation schreitet schnell voran. Nun aber ist die Mückenplage derartig groß, dass man es in den Hütten nicht aushalten kann.

Ich bin ständig in der Stellung. In Ljubowo ist auch nichts los, und hier ist es schön. Nahebei ist ein reißender Fluss, die Ligada. Dorthin mache ich meist meine Spaziergänge. Ich finde ein Boot, das, als ich es betrete, schnell voll Wasser läuft, sodass ich nur noch schwimmend und mit allen Kleidern angetan, das Ufer erreiche. In Tschudowo beim Stab war ich noch einmal. Zur Zeit ist die Abteilung ohne jedes Geschütz, und vor Juli ist noch keines fertig. Ein elender Einsatz, und dabei wäre man so gerne daheim.

In der Heimat treibt die Antikirchlichkeit tolle Blüten. So zerbricht eine, man kann schon sagen vollendete, Gottlosigkeit die Familien und häuft Leid auf jene, die sich nicht treiben lassen. Heute war Feldgottesdienst mit Kriegspfarrer Dirksen, meinem Kommilitonen und Landsmann. Er spricht recht gut, und die Predigt verfehlt ihre Wirkung nicht. Er erzählt mir, die Kriegspfarrer seien nur noch geduldet, und er berichtet, dass neuerdings der Führer die Verbreitung von christlichen Schriften innerhalb der Wehrmacht nicht mehr wünscht und eine Neuveröffentlichung von religiösen Schriften nicht mehr sein soll. Da ich keine Beschäftigung habe, lese ich viel - Dramen von Shakespeare und Hebbel.

Der Arko (= Kommandeur der Artillerie) hat obwohl eingesehen, dass Nichtstun schädlich ist. Darum werde ich vom **2. Juni** an zu ihm kommandiert für einen Leutnant C., der auf Urlaub ist. Ich bleibe dort fast genau drei Wochen bis zum 20. Juni. Diese Zeit ist ausgefüllt mit Arbeiten jeder Art und interessant, zumal gerade in diesen Wochen der Angriff auf Olchonska steigt.

KT v. 16. Juni: Im Wolchow-Kessel traten die Div.en zum konzentrischen Angriff gegen stark befestigte Feldstellungen zwischen den Sümpfen an.

Aber die Tage sind zu lang, von morgens 8 h bis abends 22, oft 24 Uhr und später ohne jede Pause. Manchmal kriege ich am Tag nicht zwei Minuten frische Luft. Solch angebundenes Leben gefällt meinem freien Geist nicht, und so freue ich mich, als die Kommandierung zu

Ende ist. Angenehm in dieser Zeit ist es, wenn der Kommandeur mich mitnimmt. Schön sind auch die gemütlichen Abende beim Oberst. So verbringe meinen Geburtstag in diesem Kreis. Während ich so die Zeit verbringe in ungeheurer Arbeitslast, kann Ortrud sich in Timmendorf erholen und Kräfte sammeln, um für die Geburt zu gerüstet zu sein. Sie schreibt immer sehr munter.

Der **13. Juni** ist ein schwarzer Tag für die 3/680. An diesem Tag hat die Batterie zu bestehen aufgehört. Ein Drittel der Mannschaften und die Hälfte der Unteroffiziere kann ich bei anderen Batterien und beim Stab unterbringen. Der Rest wird wohl in alle Winde gehen. Auch ich rechne als jüngster Chef und Reserveoffizier damit, dass ich wandern muß. Es ist mir gleich, was wird, dabei kommt, da beim Kommiß gottseidank der Befehl entscheidet Das Leben hier im Walde ist eigentlich schön, aber die Mückenplage ist unbeschreiblich. Lieber Wanzen und Flöhe als dieses Viehzeug.

21. Juli

Seit Wochen habe ich keine Eintragungen mehr gemacht. Es lohnt sich nicht, da ein Tag wie der andere vergeht, wobei man stets hofft, endlich wieder zum Einsatz zu kommen. Am 20. Juni war ich zur Batterie, aus der inzwischen ein Reserve - Kommando geworden ist, zurück. Bevor jedoch die Batterie auseinander geht, halte ich am 26. einen Abschieds- oder besser Schlußappell. Am selben Abend ist noch ein Unteroffizier – Bierabend, dem sich nachts um 1 h eine Ansprache am Grab der 05336 (38719 D) anschließt, wobei der frisch beförderte Leutnant Bräutigam die “Grabrede“ hält.

Am **29.6.** kehrt das Reservekommando in die bis dahin vom Arko belegten Häuser ein und macht es sich in Ljubowo gemütlich. Zugleich wird Leutnant Bräutigam zur 1/680 versetzt, Lt Müller zur 2/680.

Nach Monaten sehe ich am **2. Juli** wieder einen Film, *Frau Luna*. Am 4. Juli erreicht mich die Mitteilung von Menno Lührmanns²¹ Heldentod in Nordafrika (5. 6.1942). Zugleich lese ich seine Todesanzeige in der Ostfriesenzeitung. Der gute, feine Junge! An ihm war alles gut und nichts zu tadeln. Eine *anima candida*. Begabt wir unter 1000 nicht einer.

Im Gottesdienst am **5. Juli** finde ich nichts. Montag, den 6. Juli, besuchen mich Kriegspfarrer Dirksen und Oberlt Meisner. Am 8. mache ich einen Gang über den Heldenfriedhof in Ljubowo, wo 1075 Gefallene ruhen. Am 9. kommt Einsatzbefehl für 1/680, der am 14. wieder aufgehoben wird und am 19. neu erteilt wird, aber noch nicht ausgeführt ist. *Kinners, geht zum Kommiss, ihr lacht euch kaputt!* Denn zugleich erwägt man die Wiederaufstellung der 3/680!!.

Am 12. im Kino sehe ich die *Lustigen Vagabunden*, die ich im Dezember 1940 bereits in Brüssel erlebt habe. Sonst ist in der Woche bis zum 18. nichts los. Am 19. höhere ich einen Kriegspfarrer ab, der sehr gut predigt, und abends wird bei mir Skat gespielt.

Meine Ernennung als Chef der 1/680 ist immer noch nicht von Berlin dar. So verstreicht die Zeit nutzlos und langweilig sind die Tage. Daheim aber ist Ottel, und in Urlaub sind (die Brüder) Theodor und Karl, die ich so lange nicht mehr gesehen habe. Karl hat das EK I für seine Mittelmeerfahrten bekommen, nun aber hat er sein Schiff verloren. Ein Flugzeugtorpedo versenkte es. Dann aber wird der Brite selbst abgeschlossen.

²¹ Sohn der Schwester Alide, verh. mit Lehrer, sp. Schulrat, Karl Lührmann.

11. September 1942

Fast acht Wochen sind dahingegangen, seit ich Aufzeichnungen gemacht habe. Und heute überlege ich mir, ob ich weiter Kriegstagebuch führen soll, da meine früheren Aufzeichnungen verbrannt sind. Aber weil der Krieg vielleicht noch Jahre dauert, will ich am Beginn des vierten Kriegsjahres doch weiter schreiben.

Am 22. Juli erhalte ich nachmittags den Befehl zur sofortigen Übernahme der 1/680 mit drei 10 cm- Kanonen K 18. Schon am andern Morgen fahre ich in die Feuerstellung am *“Arsch der Welt“*, wo Leutnant Bräutigam bereits seit einigen Tagen mit den Geschützen eingesetzt ist. Leutnant Fröhlich und Leutnant Bindel sind mir als Offiziere außer Bräutigam beigegeben. Aber schon unterwegs wird Fröhlich für den Stab beschlagnahmt. So habe ich nur noch zwei Leutnante. Die Feuerstellung ist einfach schaurig und entsetzlich. Obwohl es mitten im Sommer ist, wadet man förmlich im Sumpf. Die erste Arbeit ist darum die des Baus von Knüppelwegen durch die Stellung, und in zweiter Linie kommt der Stellungsausbau. Glücklicherweise schießen wir bis Ende Juli nicht allzu viel, und so schreitet die Arbeit rüstig voran. Dann aber kommt bald die Zeit, wo wir viel schießen, und so müssen russische Gefangene uns beim Schleppen von Bäumen aus dem nahen, überaus sumpfigen Wald helfen. Wir schießen mit Licht, oft aber kriegen wir auch bald schweren Gegenbeschuss. Täglich haben wir viel zu tun. Eine Beobachtungsstelle muss eingerichtet werden, Munition muss geschleppt werden und vieles mehr. Bald auch schießen wir mit Fliegergranaten, und nur selten machen wir Planschießen. Von der B- stelle aus schieße ich nur einmal in die HKW (= Hauptkampflinie) der Russen, um zugleich die Grundrichtung zu prüfen.

Lange Zeit geht das Schießen der Russen ins Leere, dann aber hat er die Stellung heraus, und bald gibt's schweren Beschuss, oft genug in die Stellung. Die Folge ist, dass es auch bald Verluste gibt. Offiziersanwärter Schnitzer wird auf der B-Stelle bei einem örtlichen Einbruch der Russen verwundet und dann auf 15 Stunden mit 10 Infanteristen eingeschlossen. In der Stellung wurden bei wiederholtem Beschuss fünf weitere Männer verwundet. Außerdem geht ein Volltreffer auf ein Geschütz und knickt den rechten Holm, obwohl wir schon vorher mit einem Arbeitsgeschütz zwecks Schalltarnung gearbeitet haben. Aber die Schallaufklärung der Russen ist gut, sogar sehr gut. Und darum schießt er überraschend dahin, woher der Beschuss kommt.

Am **9.08.** gibt der Feind nach zwei erfolgreichen Schüssen mit Flieger Beschuss in unsere Stellung. Dabei geht ein Volltreffer auf einen Bunker, in dem 8 Mann in Deckung sind, ohne durchzuschlagen. Ein anderer Volltreffer geht auf meine Blockhütte, die ich kurz vorher verlassen hatte, und zerreißt meine sämtlichen Sachen und Bekleidung. Wie ein Kartenhaus sinkt die Hütte in sich zusammen, und wäre ich noch darin gewesen, hätte man von mir wahrscheinlich genauso wenig wieder gefunden wie von meinen Sachen. Denn gerade auf meine Pritsche war der Volltreffer gegangen. Doppeltes Pech. Denn genau einer Woche vorher erhalte ich von Ortrud ein Telegramm, das ihr Elternhaus am **26./27. Juli** durch Brandbomben britischer Flieger völlig zerstört und ausgebrannt ist.

Nach einigem hin und her bekomme ich deshalb einen zehntägigen Sonderurlaub, den ich endlich am **23.8.** antrete.

Die Reise geht glatt. In Pleskau kaufe ich bei der Heereskleiderkammer ein, in Wirballen muss ich in die Entlausung und in Berlin bei Ankunft auf Bahnhof Zoo nachts um 1 h am Donnerstag, 27.8., in den Luftschutzkeller. Am 27. nachmittags erreiche ich endlich Hamburg und wohne mit Ottel im *Eisenbahnhotel*. Am 28. kaufen wir ein und müssen um 13 h am Jungfernstieg in den Luftschutzraum.

Sonnabend, 29.8., fahre ich nach Stiekelkamp, am 30. nach Oldenburg, 31. nach Delmenhorst und abends nach Hamburg zurück. Die Tage sind ausgefüllt mit Einkäufen und Bestellungen aller Art, zumal die Heereskleiderkasse in Berlin mir durch Beziehungen noch sehr viel verkauft hat. Aber das war auch nötig, denn meine gesamte Offiziersausrüstung und vieles andere mehr ist mit verbrannt.

Am **1. September** abends fahren Ottel und ich nach Berchtesgaden, wo sie mit Anka²² wohl für die Dauer des Krieges bleiben wird. Die Fahrt beginnt wegen drohender Überfüllung der Züge in Altona und geht über Hannover, Bebra, Fulda, Würzburg, Ansbach, Augsburg, München, Freilassing. Am 2. 9. treffen wir um 17 h in Berchtesgaden ein, wo Anka uns empfängt und ins *Hotel zur Post* geleitet. Nach einem kurzen Abendbesuch bei Ortruds Onkel und Tante Schwob²³ freuen wir uns dann, nun endlich die Heimat und sicher den Geburtsort unseres ersten Kindes gefunden zu haben. Am Donnerstagabend haben wir dann einen herrlichen, aber auch den einzigen Tag des kurzen Urlaubs ganz und gar für uns. Wir machen selbstverständlich unseren Ausflug nach dem Königssee, unternehmen eine Rundfahrt auf dem herrlichen See und wandern kurz zum Obersee hinauf. Zum Schluss gehen wir sogar noch zum Malerwinkel. So ist der Tag wirklich ein Tag der Erholung, der mich tief beeindruckt hat, da ich bis dahin nur das Mittelgebirge, nicht aber die Alpen kannte.

Am Freitag heißt es dann aber schon, Vorbereitungen für die Rückreise an die Front treffen. Darum kann ich nicht mehr auf den Obersalzberg hinauf. Abends sitzen aber Anka, Ottel und ich für eine Stunde zusammen, und am Sonnabend geht's um 6.25 h mit dem Autobus in Richtung Salzburg ab. Die Rückreise führt mich durch ganz neue Gegenden. Denn die Fahrt geht über Salzburg – Linz – Wien – Brünn – Breslau – Posen - Allenstein, alles Städte, die ich noch nicht gesehen hatte. Schön ist die Gegend Ober- und Niederdonau und nicht minder schön die Gegend nördlich von Brünn im Protektorat. Salzburg ist auch schön, aber Wien hat mich enttäuscht schon wegen der verlotterten Häuser. Am Sonntagmittag um 13 h bin ich endlich in Wirballen, nachdem ich mich noch über die schöne ostpreußische Landschaft mit ihren Seen freuen konnte.

Als ich abends von Wirballen aus mitfahren will, bedarf es einer großen Hartnäckigkeit von meiner Seite, um den Zug benutzen zu können. Denn der Transportoffizier, ein Oberleutnant, ist ein Pedant und will mich ohne Platzkarte nicht mitnehmen. Montag nachmittags erreiche ich Pleskau, wo ich übernachtete. Dienstagmorgen fahre ich weiter und Mittwoch bin ich um 1 h in Tschudowo. Da übernachtete ich notdürftig zwischen Stroh, sodass ich morgens über und über mit Staub bedeckt bin. Aber es ist kalt und so bleibt mir nichts anderes übrig. Der Urlaub hätte so sehr schön sein können. Denn das Wetter war einfach prächtig (bis 28 Grad). Aber er war so kurz, und es gab so viel zu erledigen. In 16 Tagen musste ich insgesamt über 6000 Kilometer mit der Bahn fahren. Aber dennoch: Ottel ist gut und sicher untergebracht, und ich bin diese große Sorge los.

²² Anna Caroline, gen. Anka, verheiratet mit Dr. med. Hans Gosau (vermisst 1944) Schwester Ortrud (1914 - 2007)

²³ Luise geb. Schramm, Schwester von Konrad Schramm. Verheirate mit dem Fabrikanten Schwob aus Chemnitz besaß sie ein Ferien in Berchtesgaden, wohin Ortrud Schramm vor den Bomben auf Hamburg auswich und ihr erstes Kind, Menno, zur Welt brachte.

In Tschudowo beginnt die Meldung beim Kommandeur gleich mit einer zweistündigen Chefbesprechung über die Bücher. Der Kommandeur hatte nichts beanstandet, aber der Arko hatte seitenlange Bemerkungen herausgegeben und zum Teil Fehler hineinkorrigiert. Wenn man das miterlebt, kommt man sich vor wie im tiefsten Frieden. 3000 Schuß in 7 Wochen haben wir abgegeben, und sehr viel Gegenbeschuss ist erfolgt. Dann versteht man nicht, warum man wegen einiger formeller Unebenheiten die ungeheure Arbeit, alles nochmals zu prüfen, aufgebürdet bekommt

Donnerstag 25. Oktober

Es ist über zwei Wochen her, dass ich Aufzeichnungen machte. Daraus geht schon hervor, dass wenig los ist. Zwar schießen wir ziemlich viel, meistens mit Licht und darum am häufigsten bei Nacht. Aber der Gegenbeschuss ist längst nicht mehr so stark. Zwar haben wir am 8. und 9. September je einen Verwundeten, aber beide trifft es auf der Beobachtungsstelle. Im übrigen hat der Russe anscheinend die Artillerie herausgezogen, angeblich nach Stalingrad, das nun schon seit zehn und mehr Wochen von uns bestürmt wird.

Donnerstag 13. Dezember

Ich müsste viel nachholen. Aber weil mein Kriegstagebuch verbrannt ist, bleibt diese Niederschrift im Art nur ein Torso. Trotzdem will ich einiges Wichtiges nachtragen. Da uns schon im Oktober die 15 cm K 39 wieder zugewiesen sind, führe ich meine Feuerstellung vom P.- Bach nördlich von Glitzkoje aus. Die Stellung ist ausgebaut, und Anfang November wird sie bezogen. Wir nehmen unsere 10 cm - K 18 und finden in der neuen Stellung schon die zugeführten 2 K 39 vor. So gibt's eine ungeheure Arbeit, zumal ich nicht wusste, dass die Kanonen schon so schnell kommen. Als dann abends der Arko die Stellungsmeldung haben will, was natürlich nicht möglich ist, bekommt Hauptmann Haufe Druck von oben. Als er ihn mir weitergeben will, gehe ich zum Gegenangriff vor, und mein Kommandeur lenkt ein. Die ersten Tage in der neuen Stellung haben Bindel und ich kein eigenes Quartier, so wohnen wir mit im Mannschaftsbunker bei Unteroffizier K. Als dann die Bewährungseinheit auszieht, finden wir dort Unterkunft.

Aber die Tage im Bunker bringen viel Aufregung, da plötzlich nachts ein gewaltiges Störungsfeuer auf die verschiedensten feindlichen Stellen gelegt werden muss. Dass dabei die II/37 versagt und uns sogar Ziele zuweist, die im eigenen Gebiet liegen, sei nur nebenbei bemerkt. Im übrigen ist die Zeit genug mit Arbeit für den Ausbau der Stellung ausgefüllt, doch wird sie plötzlich in durch einen starken Feindangriff auf Serowka unterbrochen. Denn nun muss geschossen werden - Tag und Nacht. Aber es gelingt, den feindlichen Einbruch zu bereinigen, ohne dass meine Batterie Feuer direkt in die Stellung bekommt. Hauptmann Haufe behauptet, dass von mehr als 50 betroffenen Batterien über 40 niedergekämpft worden sind. Davon hat die 1/680 den Hauptanteil. Bis 30. November hat sie seit Juli 4315 Schluss verschossen, 50 Gegenbeschuss erhalten und acht Verwundete gehabt.

Es ist aber nicht ein einziges Eisernes Kreuz abgefallen. Ich hab aus diesem Grund in den Zustandsbericht vom 30.11. geschrieben: *Die Stimmung in der Batterie ist gut, zum Teil recht gut. Nach Ansicht der Batterie aber könnte die Einsatzfreudigkeit noch wesentlich erhöht werden, wenn noch eine Auszeichnung in Form eines EK abfiel.* Bislang habe ich noch keine Rüge erhalten, vielleicht kommt sie noch, was mich dann auch nicht beeindrucken könnte, da die Fürsorge für die Einheit meine Pflicht ist.

Am **1. Dezember** werde ich plötzlich von der Batterie weg kommandiert und soll zunächst die Stabsbatterie übernehmen. Hauptmann H., der bislang noch keine Batterie geführt hat, muss Feindberührung nachweisen. Mir wird die Aufgabe zuteil, den Hauptmann einzuweisen. Da der Kommandeur meinen inneren Protest wusste, verspricht er mir, mich nach Wochen zu meiner Batterie, die ich aufgebaut habe, zurückzusetzen. Ob's was wird? Ich glaube beim Kommiss nicht dem Versprochenen. Er aber erklärt mir verbindlich, dieser Wechsel richte sich nicht gegen mich, und er spricht seine Anerkennung aus. Zugleich betraut er mich mit der Aufgabe der Neuaufstellung einer 10 cm K – Batterie. Auch hierbei versichert er mir, er habe mich als erfahrenen Chef genommen. Hätte ich weniger gut gearbeitet, hätte ich meine Batterie behalten.

Die Geburt unseres Menno Georg am **18. November 1942** morgens um 8:45 h in Berchtesgaden hat mich beglückt. Ich erhielt diese Nachricht durch ein Telegramm bereits am 21.11. um 18 h. Ich bin im Falle meines Todes nun nicht mehr das letzte Glied einer langen Kette von Ahnen, und dass uns ein Junge geboren ist, macht uns besonders froh. Dementsprechend ist der Junge denn auch gefeiert worden.

*KT v. 19. 11.: Im Laufe des Tages treffen.. alarmierende Nachrichten über die vom Führer seit langem erwartete, heute morgen an der Donfront losgebrochene russische Offensive ein.*²⁴

Am 22. 11. war ich bei Hauptmann Haufe eingeladen, dem einen Tag später eine Tochter geboren wurde. Im Kameradenkreis haben wir viel auf meinen Jungen getrunken. Nun ist Ottel wieder aus der Klinik zurück. Hoffentlich kann ich bald auf Urlaub zu ihr. Versprochen ist mir Urlaub für Anfang bis Mitte Januar. Aber auch hier glaube ich nicht an Versprechen. Beim Kommiss lebt man nach anderen Gesetzen als im bürgerlichen Leben.

Die Kampftätigkeit hatte sich seit dem 20. November auch im Norden, wo Gerhard Aden lag, deutlich belebt:

*KT v. 24.11: südostw. des Ilmensees halten schwere Kämpfe an.... gelang dem Feind nach starker Artillerievorbereitung ein umfassender Angriff.
25. 11: Zwischen Ilmensee und Leningrad keine besonderen Kampfhandlungen
27.11: Nördlich Ilmensee nur lebhaftige Artillerietätigkeit gemeldet.
28.11: Nach Gefangenenaussagen steht ein russ. Angriff südwestlich Leningrad bevor.*

19. Dezember: Heute bei der Stabsbatterie, die seit wenigen Tagen führe. Ich will hier einige Ereignisse der letzten Tage festhalten, denn seit einer Woche ist alles umgestoßen. Die Abteilung 680 ist auf Befehl des OKH aufgelöst und die Batterien werden selbstständig. Ich sollte nun am 16. endgültig die Kanonenbatterie übernehmen. So steht es wenigstens am 12. bei der Chefbesprechung, doch schon am 13. ändert sich's. Die Batterie muss eine andere Abteilung aufstellen. Ich werde zur Verfügung des Heerespersonalamtes mit dem Kommandeur versetzt. Oberleutnant Steuernagel kommt zur 2/680. St. ist wenig davon erbaut, aber ich freue mich. Denn wenn ich schon die alte Batterie nicht behalten kann, will ich gern die Abteilung verlassen; es ist in ihr doch absolut kein Zusammenhalt und Zug. Ihr

²⁴ Damit begann die russische Umfassung, welche mit der Katastrophe von Stalingrad endete. Der 19. November war daher gleichsam der Wendepunkt des Krieges.

erster Kommandeur Major, später Oberstleutnant, von H. hat sich überhaupt nicht um die Batterie gekümmert. Er hatte zu viel Angst, als dass er sich in die Feuerstellungen getraute, sodass Hauptmann Weber einmal behauptete, er habe im Weltkrieg keinen Offizier getroffen, der so feige gewesen sei wie unser Kommandeur. Seine Angst war sprichwörtlich, und der Arko 123 in Ljubowo wusste genau Bescheid über ihn. Im umgekehrten Verhältnis zu seinem „Mut“ standen seine Angebereien, sodass man sich davon angewidert fühlte, wenn man ihn kannte.

Als v. H. Weihnachten 1941 von der Abteilung schied, übernahm Hauptmann Schmidt die Führung. Im Gegensatz zu v. H. war Schmidt ein ausgesprochen draufgängerischer Kommandeur. Aber ihm fehlten so ziemlich sämtliche artilleristischen Kenntnisse. Er wurde schon im März verwundet und kam ins Reich. Dann führte Hauptmann W. die Abteilung. Wegen Unfähigkeit war er auf dem Abteilungsführerkursus durchgefallen, und man behauptete, er habe die zweite Batterie auch nur deshalb abgegeben, weil er sich nicht getraute, sie zu führen.. Aber das war vor meiner Versetzung in die Abteilung, und darum kann ich darüber nicht urteilen. Ich kenne aber Hauptmann W. als Menschen und muss sagen, das ihm eigen ist, möglichst zu konspirieren. Anscheinend liebt er es, die *Splitter in den Augen der anderen zusehen*.²⁵ So hatte er es besonders auf Oberleutnant M. abgesehen. Nur wenige finden Gnade vor seinen Augen.

Im April kommt endlich wieder ein Kommandeur, Oberstleutnant Achenbach. Aber als er die Abteilung übernimmt, hat sie nur noch ein einziges Geschütz und bald gar keines mehr, weil alle 9 infolge zu hoher Schussbelastung kaputt gegangen sind. Oberstleutnant A. war nicht beliebt als Kommandeur. Er war sehr verschlossen und anscheinend auch launisch. Hatte ziemlichen Adjutantenverschleiß. Gewiss hätte ich auch manches gern anders am Kommandeur gehabt, aber ich habe den Eindruck, dass sich gut unter ihm arbeiten ließ. Er wusste, was er wollte, war gewissenhaft und hatte artilleristische Kenntnisse. Anscheinend sind ihm vom Arko aus viele Schwierigkeiten gemacht worden. Die Abteilung 680 hatte beim Arko verschissen, wohl auch aufgrund von vielem Klatsch, der an den Arko herangetragen worden ist. ..

Oberleutnant M. hat das EK I völlig ohne Leistungen und Tapferkeitstaten empfangen. Weil er Adjutant war bei v. Hartheim, bekam er's, und dabei hat er nichts im Einsatz geleistet. Wenn darum Hauptmann Weber nach v. H's Versetzung zum Arko geht, um M. die Auszeichnung wieder nehmen zu können, so war das sachlich berechtigt. Aber trotzdem kann ein solcher Schritt bei vorgesetzten Dienststellen nur negativ gewertet werden. Oberst Fischer hat darum ein Eingreifen mit der Bemerkung abgelehnt, er wolle keine schmutzige Wäsche waschen. So sagte mir der I a vom Arko, Hauptmann Kalluweit. Die Folge wiederum war, dass jeder neue Antrag auf Verleihung von Auszeichnungen beim Arko von vorneherein misstrauisch bewertet wurde, wenn er von Abteilung 680 kam. Ich hatte jetzt aber die Freude, drei EK II für die 1/680 durchzudrücken, allerdings über die 28. Division. Nun lässt sich der Arko meine Vorschläge vorlegen, ob sie auch stichhaltig sind. Mir ist nicht bange trotz des schmückenden Beiwerks, das in keiner Begründung fehlen darf, wenn ein Antrag durchkommen soll.

Außerdem weiß nicht, wie man's macht, eine Auszeichnung durchzubekommen. Als während meiner Kommandierung zum Arko im Juni des Jahres der Wolchowkessel bereinigt wurde, hatten daran die Artillerieflieger gewiss ganz entscheidenden Anteil, was die Bekämpfung der Feindartillerie anging. So war es vielleicht auch berechtigt, den Artillerieflieger Oberleutnant

²⁵ vgl. Matth. 7, 3

H. zum Deutschen Kreuz einzureichen. Aber wie ist es um diesen Antrag und seine Begründung bestellt gewesen? Auf Veranlassung des I a vom Arko habe ich die Begründung gemacht, weil eine Begründung von Oberstleutnant A. für nicht gut befunden wurde. Als ich mich gegen dieses Ansinnen mit dem Hinweis stellte, dass sei nicht möglich, da ich den Oberleutnant H. doch gar nicht kenne und ich beim Einsatz gar nicht dabei gewesen sei, ich könnte nur „Dichtung und Wahrheit“ schreiben, bekam ich vom I a zur Antwort: *Nur Dichtung!* Als disziplinierter Soldat, der allmählich gelernt hatte, wie so vieles zu Stande kommt, habe ich daraufhin meine Begründung fürs Deutsche Kreuz verfasst, nur aus der Phantasie heraus. Diese Begründung ist angenommen worden, und der betreffende Oberleutnant hat das deutsche Kreuz bekommen.

Die Tage bei der Stabsbatterie sind ohne Arbeit und Inhalt. Gestern habe ich mich noch mal von der 1/680 verabschiedet. Auch war ich bei Hauptmann H. II/37. Im übrigen warte ich auf den Abmarsch, zumal meine Stellung als Ortskommandant von Kowgowo mich ohne jede Arbeit lässt. Aber abends wird fleißig getrunken: Schnaps, Sekt, Eau de Vie, alles Sachen, die es zu Weihnachten gab.

1. Januar 1943:

Heute Abend will ich die Ereignisse aus der letzten Dekade des Dezember niederschreiben.

Der Stab sollte am 18. Dezember Richtung Reich abtransportiert werden, am 19. nachmittags kommt der Befehl zum Abtransport für Sonntag, dem 20. Dezember. Der Zug fährt um 9:40 h, aber um 7.30 h muss alles am Bahnhof Tschudowo sein. Zum Transportführer bestimmt der Kommandeur mich. Fast pünktlich geht's los, und pünktlich sind wir in Krasnogwardeisk. Aber dort bleibt der Zug die Nacht über und wird sogar auf ein totes Gleis geschoben, denn zwischen Simonskaja und Luga haben Partisanen die Gleise gesprengt, wodurch eine Güterzug in die Luft ging. So kommen die Züge Richtung Reich und Richtung Front nicht von Kr. nach Pleskau.

Ich benutze den Aufenthalt in Kr., um ein Dienstgespräch mit dem Arko zu führen. Da höre ich zu meiner größten Überraschung, dass das OKH in Berlin dem Antrag meines Kommandeurs für mich, mit ihm versetzt zu werden, nicht stattgegeben hat. So muss ich zur Truppe zurück, und Hauptmann H. soll für mich fort. Die Nacht zum Montag bleibe ich also in der Frontsammelstelle, wo ich zufällig einen ehemaligen Mitschüler aus Papenburg treffe. Mit seiner Stabsbatterie liegt er nur 700 Meter von meiner vor Feuerstellung entfernt. Den Montag über bleibe ich in Kr., wo ich verschiedenes besorge: Sperrholz, Glas, Karbid usw. Mit dem Divisionszug treffe ich dann Dienstag früh um 1:30 h wieder in Tschudowo ein, wo mich ein von Kr. telefonisch bestellter Wagen im Empfang nimmt. So treffe ich gegen 3:00 h in der Feuerstellung ein.

Am Mittwoch, dem **23. Dezember**, besucht plötzlich Oberst Fischer die Feuerstellung. Zwar gefällt ihm dieses und jenes nicht, aber im Grunde muss er sich positiv äußern.

24. 12: Am gegen Abend halte ich je einen Appell in der Protzen- und Feuerstellung. Dann folgte die auch dieses Jahr wieder reichliche Bescherung. Abends gehe ich durch sämtliche Bunker der Stellung, wo die Männer sich eine schöne Feier gemacht haben und die alten, wohl vertrauten Weihnachtslieder mit ernster Inbrunst singen. Diese Lieder bedeuten ihnen etwas, ohne das sie sich Weihnachten nicht denken können. In meiner Weihnachtansprache hat aber auch das religiös -christliche Moment nicht gefehlt. Die Feiertage selbst sind schön und harmonisch. Am ersten Festtag besucht mich Oberleutnant S., am zweiten Tag bin ich auf

der Beobachtungsstelle, aber am dritten Feiertag ist eine langweilige Chefbesprechung in Tschudowo. An diesem Tage reichte ich auch mein Gesuch um Urlaub ein, das gestern genehmigt wurde, sodass ich bald fahren kann.

KT v. 24. 12 :... *keine besonderen Kampfhandlungen.*

Gleich nach Weihnachten kam der Befehl auf Verlegung der Protzenstellung zum 1. 2. 1943. Seit Juli sind wir dort, nun nach so vielen Monaten erkennt man plötzlich, dass sie zu frontnah ist. Doch ich glaube, aus einer Verlegung wird nichts mehr, eher glaub ich an einen Stellungswechsel der Batterie überhaupt. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, und ich würde es begrüßen trotz der damit verbundenen Mühen und Strapazen im Winter. Aber würden wir auf diese Weise einem anderen Kommando unterstellt, so wäre die Mühe genug belohnt. Außerdem könnte man sich vorstellen, dass eine Kanonenbatterie, 15 cm K 39, mit voller Motorisierung und vollem Mannschaftsbestand andere und wichtigere Aufgaben hat als lediglich Artilleriebekämpfung.

Am letzten Tag des alten Jahres war ich beim V- und E-Zug, zu dem Oberleutnant Schmidt zurückgekehrt ist. Anschließend ist Chefbesprechung wegen einer Feuerleitungsübung, die am 30. stattfindet. Und als ich abends zurückkam, ist es schon 18 h. Trotz des vielen Alkohols, den es bei Schmidt und Hauptmann Haufe gab, finden wir drei Offiziere uns gemeinsam zu einem Sylvestertrunk. Um 24 Uhr machte ich Sammelverbindung der gesamten Batterie und wünsche jedem ein fröhliches glückliches Neujahr.

KT v. 31.12.: *Zwischen Ilmensee und Leningrad feindl. Aufklärungstätigkeit reger als an den Vortagen.*

Was mag das Jahr 1943 uns bringen? Gewiss viel Schweres und gewiss noch nicht den Frieden. Die Aufrufe des Führers haben in diesem Jahr auch nichts mehr von den zuversichtlichen Prophezeiungen des Endsieges wie z. B. der Neujahrsaufruf 1941.

Aber was tut es? Ich weiß, dass dieser Krieg nicht unglücklich enden darf. Mich könnte heute nichts erschüttern, keine feindliche Einflüsterung, keine Schwarzseherei, auch keine großen Niederlagen. Ich bin völlig davon überzeugt, dass der Krieg noch lange dauert. Ich halte es auch durchaus für möglich, dass der verheißene Endsieg nicht eintritt, und dass eines Tages der Krieg an gegenseitiger Verblutung scheitert und weder Sieger noch Besiegte kennt. Mich kann das alles innerlich nicht im mindesten erschüttern und in meiner Einsatzbereitschaft beeinträchtigen. Denn wenn jemals in einem Völkerringen, so geht es heute um Sein oder Nichtsein des Reiches. Darüber sollte sich jeder klar sein. Und auch das ist sicher: Selbst wenn man die Kulturpolitik des Dritten Reiches weithin ablehnt und aus Sorge um die abendländisch - christliche Kultur nicht schweigen kann, gilt, daß vordringlicher als diese Sorgen die andere ist: wie schaffen wir's, dass wir den Bolschewismus zerschlagen? Über den Krieg zwischen Deutschland und England, der ein Verbrechen an der europäischen Kultur und an dem nordischen Gedanken ist, wird man wahrscheinlich in einigen Jahrzehnten zumeist urteilen, wie wir heute über den Krieg von 1866 (zwischen Preußen und Österreich). Gestern hörte ich, dass zwei Kameraden der alten Abteilung 680 bei Stalingrad eingeschlossen sind. So scheint es nun doch übel um Stalingrad zu stehen, und genommen wird es anscheinend nicht mehr oder erst dann, wenn die Front von neuem antritt.

Wenn ich nun am Ende des alten und zu Beginn des neuen Jahres Rückschau auf mein Leben halte, da muss ich sagen, es war ein ereignisreiches Jahr. Dass ich im Kriegsgeschehen bewahrt geblieben bin, ist gewiss der Art des Einsatzes zu verdanken. Aber trotz der

verhältnismäßig ungefährlichen Lage gab es schon genug Möglichkeiten, wo einen die Kugel oder der Granatsplitter hätte treffen können, besonders im August und September. Ich bin an der Schwelle des neuen Jahres zuversichtlich, dass auch 1943 alles gut geht. Mir scheint's fast, als ob man später noch eine besondere Aufgabe im Weltanschauungskampf haben wird. Denn so oft fehlt es darin an Zivilcourage.

Als ich meiner trotz Protzenstellung plötzlich den Namen *Malepartus* gegeben hatte, ließ der Arko eigens nachfragen, wie ich auf den Namen käme und woher er stamme. Doch nicht aus der Bibel? Abgesehen davon, dass ich keinen Heiligen aus der Bibel in dieser üblen Sumpfggend in dieser Weise verewigen möchte, dass ich auch annehme, der Name sei den Gebildeten²⁶ geläufig, wundert es mich, wie man sich sorgt, auf keinen Fall etwas zu dulden, was einen christlich - kirchlichen Anstrich haben könnte. Denn die Partei wünscht so etwas nicht. Dann ist es eben besser, keinen Anstoß zu erregen. Bismarcks Erkenntnis, dass es dem Deutschen an Zivilcourage fehlt, bestätigt sich seit 1933 in erschreckender Deutlichkeit.

Reich war das Jahr für mich aber ganz besonders im Blick auf mein persönliches Leben. Endlich am 18. Februar trat ich in die Ehe, und am 18.11. und wurde Ortrud und mir ein gesunder Junge geboren. So muss ich voll Dankbarkeit auf 1942 zurückschauen. Es ist doch ein schöner Gedanke zu wissen, für wen man lebt und nun: für wen man draußen steht. Dass das Schicksal mich nach dem Osten in den Einsatz geführt hat, begrüße ich. Hier kämpfe ich gegen den Bolschewismus als den Bedroher des Reiches, den Zerstörer der Familien und den Feind aller Religionen, des Christentums im Besonderen. Da lohnt sich schon der Einsatz des Lebens.

Aber liebe Menschen hat mir 1942 auch genommen. Am 5. Juni fiel mein ältester Neffe in Afrika, nicht viel später mein Kollege Post eben dort. Und bitter ist es auch für mich aber viel mehr für Ortrud, dass sie kein Elternhaus mehr hat und ihre alten Eltern nun gleichsam unsterblich sein müssen. So bringen wir in diesem Krieg unterschiedslos unsere Opfer. Keinen verschont er, und wer heute noch gut durchgekommen ist, möge sich noch auf seine Verzichtleistung einstellen. Dies ist der totale Krieg, der keine Ausnahmen zulässt, weder was die einzelnen Völker noch ihre einzelnen Glieder angeht. .

V. Zurück nach Westen

Die folgenden Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1970 ff aus dem Gedächtnis bzw. wurden nach dem Tageskalender von Gerhard Aden gefertigt.

1. Immer noch am Wolchow Das **Jahr 1943** ließ je länger je mehr bis in die Einheiten der Batterien hinein erkennen, dass der Truppe die Kraft zum Angriff fehlte, und dass sich Absetzungsbewegungen nicht aufhalten lassen würden. Ich war mit meiner Einheit nun südlich des Ladogasees eingesetzt. Da Leningrad auf etwa 60 Grad nördlicher Breite liegt, sind die Tage lang und die Nächte kurz. Wir waren daher vom Frühling bis in den Herbst eigentlich immer im Einsatz. Am 18. März wurde ich zum Hauptmann befördert, Am 24. Juli erhielt ich das EK I.

Ich hatte mit anderen Batterien die Aufgabe, den russischen Nachschub nach Leningrad zu beobachten und Züge zu beschießen. Verschiedentlich trafen wir diese in direktem Beschuss,

²⁶ Der Fuchsbau des Reinecke Fuchs in Goethes Epos heißt so.

aber der Schaden, den wir anrichten, war offenbar immer bald behoben. Wir bekamen auch immer sofortigen Gegenbeschuss. An einem Tage bekamen wir 80 Schuß direkt in unsere Geschützstellung. Das vielleicht Schlimmste dabei war, dass wir den Abschuss etwa zwei bis drei Sekunden eher hörten als den Einschlag. Jedenfalls wussten Leutnant Bindel und ich uns nicht anders zu helfen, als mit aufgesetztem Stahlhelm, jedes mal wenn wir einen Schuss hörten, uns auf den Boden zu werfen und zu warten, ob er uns treffen oder verschonen würde. Auszug aus dem Taschenkalender:

16.3: Schießen auf Eisenbahn, über 25 Waggons getroffen, in Brand.

11.4.: Schießen auf Eisenbahn, Zug zum Stehen gebracht.

21.4:4 h 17 Schuß auf Eisenbahn

12.6.: 6h – 6.45 h 18 Schuß auf Eisenbahn, ab 6.40 h Gegenbeschuß, 2 Mann verwundet.

2. Rückkehr aus dem Osten

Am **28. Oktober 1943** erhielt ich Urlaub, der zugleich als Genesungsurlaub mit einer Kur in Bad Nauheim verbunden war. Das war eine schöne Zeit nach 27 Monaten Einsatz im Osten. Zugleich war es das Ende meiner Fronterlebnisse. Anschließend kam ich in die Ersatzabteilung zunächst nach St. Avold, dann nach Diedenhofen,²⁷ Lothringen.

In St. Avold waren die Wochen eintönig und langweilig, und es gab wenig zu essen. Dann ging es nach Diedenhofen, wo ich eine Batterie übernahm unter dem Kommandeur Hauptmann F. Hier war auch der Regimentsstab mit Oberst M. Ich wohnte privat und darum holte ich Ottel und Menno zu mir. Auch hier war mein Dienst erträglich. Ein Putzer besorgte die Hausarbeit und das Essen aus dem Casino.

Diedenhofen wäre mir fast zum fatalen Schicksal geworden. Zwei Männer aus meiner Batterien wurden von Hauptmann F und Oberst M. fast regelmäßig zu verbotenen Fahrten nach Nanzig (=Nancy) geschickt, um Lebens - und Genussmittel aller Art usw. für ihre Vorgesetzten zu besorgen. Auch mir boten die Männer Schokolade und alles andere an. Ich aber lehnte ab. Da passiert das Malheur. Die beiden Soldaten werden vom Zollgrenzschutz gefasst. Sie kommen ins Gefängnis, während ich in jenen Tagen gerade an einem Kursus in Potsdam teilnehme. Dort erreicht mich ein Fernschreiben meiner 62. Division auf sofortige Rückkehr nach Diedenhofen. Als ich mich melde, wird mir eröffnet, ich sei mit sofortiger Wirkung als Chef beurlaubt, mir sei der Zutritt zum Casino verboten, ich hätte Weiteres abzuwarten, da ich im Verdacht stünde, mich widerrechtlich an Schmuggelgut bereichert und meine Aufsichtspflicht als Chef versäumt zu haben. Das war in jenen Monaten ein „dickes Ding“ und hätte mich den Kopf, mindestens aber den Dienstgrad kosten können.²⁸

Viele Male musste ich zum Kriegsgericht nach Metz, wo der Kriegsgerichtsrat, von dem ich vernommen wurde, meine Aussagen als richtig erkannte. Dieser Richter wurde aber plötzlich versetzt, und Oberkriegsgerichtsrat Dr. Dr. W. übernahm die Untersuchung mit der ganz deutlich erkennbaren Absicht, mir einen Strick zu drehen und meine beiden Kommandeure rein zuwaschen. Aber glücklicherweise hatte man die Delinquenten C. und L. in Einzelhaft genommen, und so ergab sich die Übereinstimmung aller drei Vernehmungen mit dem Ergebnis, dass nicht ich, sondern der Kommandeur sie nach Nanzig geschickt hatte. Man

²⁷ heute frz. Thionville

²⁸ Das besetzte Frankreich war aus deutscher Sicht natürlich Ausland. Diese Episode zeigt, wie streng die Bräuche dort waren, wo die deutsche Wehrmacht bestimmen konnte - und nicht die Partei und andere Nebenorganisationen.

konnte mir nicht einmal mangelnde Dienstaufsicht vorwerfen, denn als ich zum ersten Mal von diesen Machenschaften gehört hatte, hatte ich den Hauptmann F. gebeten, C. und L. dem Stab direkt zu unterstellen. Im Ergebnis ging ich unschuldig aus dem Prozess hervor, Hauptmann F. wurde zur Fronttruppe versetzt. Für Oberst M. war es natürlich untragbar, mich in seinem Regiment zu wissen.

3. Mainz

Am **30. April 1944** erhielt ich vom Regiment den Befehl, mich bereits am 1. Mai ohne Abmeldung vom Kommandeur nach Mainz zu einer Infanterieeinheit in Marsch zusetzen. In Mainz hatte ich nicht allzu viel Lust, mich mit einer neuen Waffengattung auseinander zu setzen, und ich wollte wieder zur Artillerie zurück. Da mein Kommandeur mir wohl wollte, aber auch nicht recht etwas mit mehr anfangen konnte, gab er mir ein Kommando nach Norderney, das bis zum 30. Juni 1944 dauerte. Eine schöne Zeit! Ich bekam dann ein Kommando nach Saarbrücken. Dort hatte ich ein gutes Verhältnis mit dem Stadtkommandanten, Oberst B., der mir unter vier Augen seine Kritik an der Partei und Hitler unverhohlen zum Ausdruck brachte. In der Nacht nach dem Attentat auf Hitler, etwa um 1:00 früh, bestellte er uns aber zu einem Rapport in die Kommandantur. Ich war dann doch erstaunt, wie scheinbar begeistert er hier für den Nationalsozialismus eintrat. Am 21. Juli 1944 hatte ich Unterricht vor den Unteroffizieren zu halten. Ich musste auf das Attentat eingehen, und gespannt, vielleicht argwöhnisch, was ich in der Stunde sagen würde, hörte man mir zu. Ich gebrauchte der die zu jener Zeit oft verwendete sibyllinische Redensart: *Ich glaube an dem Sieg, wie ich an den Führer glaube.*

Anfang August kam ich nach Mainz. Wegen der Ardennenoffensive rückte mein Kommandeur Major Clüwer mit den noch einigermaßen Fronttüchtigen aus. So bin ich Bataillonsführer und bleibe das auch bis zu meiner Anfang Januar 1945 erfolgten Versetzung als Adjutant an die Festungsartillerieschule in Dolle.

4. Dolle

Für jede nüchtern denkenden Menschen stand fest, dass das Jahr 1945 das letzte Kriegsjahr sein würde. Die Verbündeten waren abgefallen und zum Teil in das feindliche Lager hinübergewechselt. Die Front war bis über die Reichsgrenze zurückgedrängt, die Truppen dezimiert, die Städte zerstört, die Bevölkerung demoralisiert. Dennoch kämpfte man verbissen, und immer noch sprach man vom Endsieg unter der alsbald zum Einsatz kommenden Wunderwaffe. So lebte man, als ob sich noch alles zum Guten wenden könnte. Auch die Festungsartillerieschule Dolle war offenbar von diesen Gedanken getragen. Sie übte Planspiele, man machte Schießübungen und was sonst noch so zum Kasernendienst gehört. Mein Kommandeur, Oberst Krautzky, der im März 1945 noch gerade General wurde, aber lebte nach dem Wort: *Genieße den Krieg, der Frieden wird schrecklich.*

Dementsprechend ging er jeden Nachmittag bei dem damals im Januar klaren Winterwetter in die nahe gelegenen Wälder und jagte auf Wildschweine. Öfters bekam ich von einen solchen Braten etwas ab. Mir war die Abwesenheit des Kommandeurs ganz lieb. Er vertraute mir blindlings und überließ mir als seinem Adjutanten den gesamten Briefverkehr mit dem stellvertretenden Generalskommando und mit Berlin. Ich legte ihm alles unterschiftsreif vor. Nebenher gab ich Unteroffiziersunterricht und leitete die Offiziersbesprechungen. So vergingen die Wochen ohne sonderliche Aufregung. Bomben gab es in jener Einsamkeit nahe der Letzlinger Heide nicht, höchstens einmal Überflüge feindlicher Bomberverbände auf

Berlin. Anfang März wurde General Krautzky in die Gegend von Lübben im Spreewald versetzt.

Es kam Oberst Dr. Dr. Sch., Oberstudiendirektor aus Osnabrück. Dieser, ein wohl durch die Partei avancierter Philologe, war stramm im Dienst aber durchaus erträglich und damals kein Nationalsozialist mehr. An einem Sonntagmorgen im März erreichte mich ein telefonischer Anruf aus Berlin mit dem Befehl, die Angehörigen unserer Schule sofort in Marsch zu setzen in Richtung Osten. Das war ein völlig unsinniger Befehl. Mehrere Offiziere waren beinamputiert, andere Soldaten einäugig geschossen, krank oder einarmig. Zuständig war der General in Hildesheim. Ich entschloss mich zu schnellem Handeln. Dr. Sch. und ich meldeten uns beim General, und dieser folgte unserem Vorschlag, die Schule nicht zu verlegen. Entsprechende Mitteilung ging nach Berlin. Daraufhin kam ein schweres Donnerwetter aus der Führung des Ersatzheeres, dem aber nichts mehr folgte.

*

Maiwald

Erzählungsbericht

von

Gerhard *Johannes* Aden

Vorweg

1944 wurde ich nach verschiedenen Zwischenstationen zuletzt in Diedenhofen/Lothringen nach Mainz versetzt. Der Grund für diese Versetzung war aber folgender gewesen. Mein Regimentskommandeur in Diedenhofen, hatte zwei Soldaten seiner Einheit im Rahmen einer fingierten Dienstreise losgeschickt, um nützliche Dinge mehr oder weniger legal zu organisieren. Diese Soldaten, Ramer und Lünen, wurden von einer Wehrmachtsstreife aufgegriffen. Der Oberst hatte alle Schuld auf mich abgewälzt und mich als Chef meiner Einheit abgelöst. Mir war sogar das Betreten des Kasinos verboten worden, und eine Anklage gegen mich wurde beim Divisionsgericht erhoben. Die Ermittlungen ergaben zwar meine Unschuld und Rehabilitierung. Aber ein Verbleiben bei dem Vorgesetzten in Diedenhofen war unmöglich geworden.

*

Der 29. Oktober war ein sonnenheller klarer Sonntag. Nach vielen Tagen heftiger Luftangriffe über dem Rhein-Main-Gebiet herrschte Ruhe. Von der nahen Kirche läutete die einzige Glocke, die man ihr gelassen hatte. Überall im Reich waren inzwischen die zweiten und dritten Glocken eingeschmolzen und zu Kanonen verarbeitet worden. Früher als an anderen Sonntagen, und eigentlich ohne besonderen Grund, ging ich früher in den Dienst. Mein Kommandeur befand sich auf Urlaub. Ich war sein Vertreter. Der Dienstplan, ganz auf den Ruhetag zugeschnitten, wies keine besonderen Aufgaben aus. Die wenigen Dienstgeschäfte wurden ohnehin von dem Adjutanten, einem Oberleutnant Dany, mit viel Umsicht und große Erfahrung erledigt. Dany war für den Frontdienst nicht mehr tauglich, nachdem ihm eine Granate in linken Unterschenkel abgerissen hatte.

In die beschäftigungsloser Stille meldet sich der Adjutant, dieses Mal ohne abzuklopfen. Sein sonst fröhliches und ausgeglichenes Gesicht ist ernst. *Was ist denn nun kaputt?* frage ich. Die Antwort ist: *Soeben überbringt uns ein Melder der Division den Befehl, den hier im Standort inhaftierten Soldaten Maiwald zu erschließen. Unser Bataillon hat das Peleton zu stellen, und bis 10:00 Uhr früh ist die auf morgen 8:00 Uhr befohlene Exekution der Division zu melden.*

Im Laufe des letzten Jahres hatte dieser Adjutant bereits sechs oder sieben Male dabei sein müssen, wenn ein Verurteilter zum Richtplatz geführt wurde. Jedes mal - so erzählte er – sei es ihm schrecklicher geworden. Erst vor zwei Wochen, vor meiner Ankunft in Mainz, hatte die letzte Exekution stattgefunden. Dabei sei es militärisch sehr korrekt zugegangen. Der verurteilte Soldat, ein Gefreiter Hintze, war wenige Tage nach seinem abgelaufenen Urlaub in einem Versteck bei seiner Braut aufgestöbert und verhaftet worden. Das Urteil wegen Fahnenflucht war schnell gesprochen. Der Verurteilte, von zwei Männern eskortiert, steigt von dem LKW herunter, der ihn vom Gefängnis zum Erschießungsplatz gefahren hatte. Er baut sich vor dem Kommandeur auf: *Gefreiter Hintze meldet sich zur Erschießung.* Darauf war er militärisch korrekt auf den Stand zugeschritten, und hatte die erforderlichen

Prozeduren, wie das Anlegen der Augenbinde und der Fessel widerstandslos an sich geschehen lassen. Dann wurde er von einer Salve niedergestreckt.

Ich selbst hatte bis dahin noch an keiner Erschießung teilnehmen müssen. Durch glückliche Umstände war ich bisher daran vorbeigekommen. Nur einmal hatte ich aus ziemlicher Nähe etwas Ähnliches, aber noch viel Schrecklicheres erlebt. Anfang August 1941 war ich auf dem Weg an die Ostfront, um meine Batterie zu übernehmen. Endstation der bereits auf russische Breitspur umgenagelten Bahn Dünaburg/Lettland. Nun auf Lastwagen in das für Offiziere vorgesehene Auffanglager Miecema. Da unterwegs ein plötzlicher Halt. Ohne zu wissen, dass Offiziere im Wagen sind, stoppen deutsche Soldaten den LKW und reden halb im Rausch: *Wir kommen gerade von den Judenerschießungen; morgen früh werden wieder 500 erschossen.* Am folgenden Nachmittag besuchte ich das Erschießungsfeld. Lange Gräber waren ausgehoben, mehrere wohl an die 50 Meter lang, mit einer oberen Breite von vielleicht zweieinhalb und einer Sohle von etwa zwei Metern. Wer war denn nun der Teufel, den ich zu bekämpfen hatte – Stalin oder Hitler?

Die unter Soldaten üblichen Kraftworte habe ich selten gebraucht. Ich habe es aber oft erlebt, dass die Männer an der Front angesichts des schrecklichen Geschehens zu den ordinärsten und zotigsten Ausdrücken Zuflucht suchten, um ihrer Seele ein wenig Luft zu verschaffen und die Haltung wieder zu gewinnen. So wird es auch mir gegangen sein. Als Vorgesetzter musste ich Haltung bewahren. Ich antworte: *Verdammt Scheiße!* und ich wiederhole die Meldung des Adjutanten: *Und wir sollen das Kommando stellen!* Mit ging wohl durch den Kopf: *Wie gut, dass ich nicht Kriegsrichter bin, und in dieser gnadenlosen Zeit vielleicht kleine Vergehen drakonische ahnden muss.* Aber ich war Vertreter des Kommandeurs, und mir würde es obliegen, den Verurteiltenmorgen auf seinem letzten Gang zu begleiten. Befehl war Befehl.

Das Bataillon weiß nicht, braucht auch nicht zu wissen, welchen Verbrechens man Maiwald überführt hat. Vielleicht war es auch nur ein Vergehen. Wie bei Hintze vielleicht, eine Urlaubsüberschreitung, welche als Fahnenflucht ausgelegt wurde. Es gab in dieser Zeit auch geringere Anlässe, um unter diesen Umständen sein Leben zu verlieren. Ich kannte den Fall und auch Maiwald nicht. Ob er lose Reden geführt und frivole Führerwitze weiter erzielt hatte? Das taten viele. Zumeist konnte man sich auf die Kameraden verlassen, und zumal aus dem Offizierscasino drang selten etwas nach draußen. Das war allerdings in dieser letzten Phase des Krieges anders geworden. Die enormen Verluste an Menschenleben hatten einen neuen Typ von Offizier nach vorne geschoben. Das war nicht mehr der alte, preußische Corpsgeist. Vomag nannte man diesen Typ, *Volksoffiziere mit Arbeitergesicht.* Immer wieder gab es Schweinehunde, die einen Kameraden, Offizier oder Soldat, denunzierten. Man konnte erschossen werden, weil man nicht mehr an den Endsieg glaubte und es sagte, oder weil man das Ende des Krieges zu laut herbeisehnte.

Ich erinnere mich an einen Soldaten in Mainz, der laut verkündete: *Kinder kauft euch Kämmе, es kommen lausige Zeiten!* Ich habe ihn zurecht gewiesen. Die Grenze zwischen solchen lockeren Sprüchen und den als todeswürdig angesehenen, als aufwieglerisch gewerteten Reden war fließend.

Es war üblich, dass die Kriegsoffizierbewerber das Erschießungspeleton stellten. Diese junge Menschen wurden schon am Tage ihres Einrückens auf Grund eines flüchtigen und oberflächlichen Eindrucks als künftige Offiziere ausgewählt. Man konnte sie kaum Bewerber bezeichnen, sie waren kaum gefragt worden. Das Bataillon hatte also nun die Pflicht, aus dem laufenden Lehrgang das Exekutionskommando zusammenzustellen und die übrigen als

Zeugen und Zuschauer an den Stand zu befehlen. Niemand ist gerne bei dieser Auswahl. Wenn man schon dabei sein muss, dann hoffentlich nicht im Peleton. Ich muss die Vorbereitungen treffen und die entsprechenden Befehle entwerfen.

An der Wache hat sich ein Anwalt gemeldet, ein Dr. Jung²⁹. Zivilisten haben hier nichts zu suchen, es könnten also Akteure und Spione sein. Der wachhabende Unteroffizier hält sich streng an die Vorschriften. Dr. Jung war aber Oberleutnant der Reserve; ein entsprechendes Ausweispapier verschafft ihm Eintritt. Er wird zu mir gebracht. Ich bin nicht sehr erfreut über diesen Besuch und möchte mich verleugnen lassen. Oft tauchen Zivilisten auf, welche unter dem Vorwand einer überaus eiligen und wichtigen Angelegenheit nur die Bitte um Urlaub für den Sohn vorbringen.

Dr. Jung gehört nicht hierzu. Er ist etwa 50 Jahre alt und tritt ernst und sicher auf. Er fordert mich auf, die bereits angesetzte Erschießung von Maiwald zu verhindern, da dieser unschuldig sei. Das Urteil des Kriegsgerichts sei zwar rechtskräftig, aber an Maiwalds Unschuld sei nicht zu zweifeln. Wäre es anders, würde er sich hüten, für ihn einzutreten. Als ehemaliger Offizier wisse er zu gut, dass er sich in dieser Zeit als Verteidiger große Zurückhaltung auferlegen müsse, um nicht in den Verdacht der Wehrkraftzersetzung zu geraten und sich so selbst in Gefahr zu bringen. Mein Besucher trägt seine Sache mit solchem Ernst vor, dass es einen tiefen Eindruck auf mich macht. In einem Vortrag, der einem erneuten Plädoyer gleichkommt, schildert er im einzelnen die Tragödie dieses Mannes, als ob er sie selbst mit erlebt hätte.

Maiwald sei ein tapferer Soldat, er sei im Nahkampf verwundet und vom Gegner verschleppt worden. Nach Einbruch der Dunkelheit habe er sich in einem unbewachten Augenblick zur Truppe zurück durchgeschlagen, dann sei er nach Anlegen eines Notverbandes in ein Feldlazarett eingewiesen worden. Es seien dann aber Zweifel an der Darstellung des Verwundeten aufgetaucht. Man habe Maiwald der Selbstverstümmelung verdächtigt. Dr. Jung gibt zu, dass Maiwald sich in der nachfolgenden Untersuchung durch Ungeschick in eine fast hoffnungslose Lage gebracht habe. Die Schilderung des Maiwald gibt Dr. Jung wie folgt wieder:

Als ich abends mein Bett zugewiesen bekommen hatte, fragte mich ein Beamter in Offiziersuniform, den ich nicht als Gerichtsoffizier erkannte, nach meinem Befinden und dem Nahkampf, in den uns der Feind verwickelt hatte. Ich hatte nicht das Gefühl, dass es sich um eine versteckte Vernehmung handelte. Darum gab ich auch auf die Frage, ob ich mich über den Heimatschuss freute, ein eindeutiges Ja. Denn ich habe zu Hause in der Mark Brandenburg eine Familie mit vier noch unmündigen Kindern, sodass meine Frau nur schwer mit der kleinen Landwirtschaft zurechtkommt. Außerdem bin ich seit mehr als einem Jahr nicht in Urlaub gewesen. So sah ich nichts darin, mich ehrlich zu dieser anscheinend harmlosen Verwundung, als die sie der Arzt hinstellte, zu beglückwünschen und das auch so zu sagen. Tags darauf war ich sehr überrascht, den mündlichen Bericht vom Abend vorher zu Protokoll geben zu müssen. Als man mich nun noch fragte, ob ich mich mal abfällig über den Führer geäußert hätte, konnte ich das mit gutem Gewissen verneinen. Aber ich konnte nicht leugnen, Kameraden gegenüber Bedenken gegen den Sieg geäußert zu haben. Und plötzlich konnte ich mir einen Reim auf die Vernehmung machen. Ein Kamerad, mit dem ich mich gestritten hatte, muss mich angeschwärzt haben. So wurde

²⁹ Diesen Dr. Jung hat es wirklich gegeben. Es liegen noch Briefe von ihm an Gerhard Aden vor, welche den Hergang so bestätigen, wie dargestellt.

* Halb scherzhafte Kommissbezeichnung für eine Wunde, die nicht allzu schwer ist, den Verwundeten aber auf Dauer untauglich für den Kriegsdienst macht.

ich zu einem Defaitisten gestempelt, und meine Verwundung wird als Selbstverstümmelung hingestellt. Deswegen stehe ich nun vor Gericht. Meine kritischen Aussagen stützen den Verdacht auf Selbstverstümmelung, und diese wiederum soll meinen Defaitismus beweisen. Aber ich bin unschuldig, das schwöre ich.

Dr. Jung beschließt seine Ausführungen damit, dass er sich für Maiwalds Unschuld verbürge, und er wagt sich ziemlich weit vor mit der Bemerkung: *Wer in unserer Zeit an den richtigen (damit meint er wohl ein zackiges, regimetreues Kriegsgericht) gerät, der ist dran.*

Welche Bedeutung aber konnten diese Ausführungen aber nun noch haben, wo der Exekutionsbefehle schon vorlag? Der Verteidiger konnte selbst nicht glauben, dass das Wort eines Bataillonsführers, also meines, Gewicht genug haben würde, die Erschießung abzuwenden. Mein Besucher hätte dieses dem General vortragen müssen, welcher als Gerichtsherr der Division das Urteil des Kriegsgerichts mit seiner Unterschrift bestätigt hatte. Aber auch dieser würde sich schwer tun, seine Entscheidung umzustoßen. Damit hätte er sich dem Vorwurf ausgesetzt, mit einem Menschenleben leichtfertig umgegangen zu sein. Es war auch zu bedenken, dass seit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 den Divisionskommandeuren ein großer Teil ihrer früheren Entscheidungsbefugnisse genommen und auf Himmler, als den Chef des Ersatzheeres, übergegangen war.

Ich hatte keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Urteils. Mochte Dr. Jung auch noch so überzeugend plädieren, vor Gericht war er offenbar mit seiner Darstellung nicht durchgedrungen. Es war auch nicht zu leugnen, dass Fälle von Selbstverstümmelungen, je länger der Krieg dauerte, immer häufiger wurden. Die Kriegsgerichte stellten alle technischen und wissenschaftlichen Mittel in dem Dienst der Aufklärung solcher Delikte. Die seelische Zermürbung unserer Soldaten angesichts tagelanger, wochenlanger Dauerbeschusses mochte diese auf immer neue Tricks verfallen lassen, um sich durch einen unverdächtigen, aber möglichst harmlosen Schuss aus der Frontlinie nach Hause zu stehlen. Die Untersuchungsmethoden der Kriegsgerichte waren aber meines Erachtens doch so weit, dass man den Betreffenden auf stets die Schliche kam und der wahre Sachverhalt aufgeklärt werden konnte.

Selbstverstümmelung stand nach meiner Meinung der Fahnenflucht gleich, sie war eine Gefährdung der Kameraden, welche trotz der feindlichen Übermacht weiterhin ihren Mann standen. Ich erinnerte mich an einen jungen Soldaten „Am Arsch der Welt“, wie Russland für den Landser hieß, in Prijutino. Dieser Junge, dem noch nicht mal der erste Bart gewachsen war, hatte vor dem russischen Winter und dem Krachen der Granaten die Nerven verloren. Mit einem Gewehr schoss er sich selbst in den Oberarm. Um Pulverdampf abzufangen, der unweigerlich gezeigt hätte, aus welcher Nähe der kam, dass er also kein Feinschuss sein konnte, hatte er zwischen die Mündung des Gewehrlaufs und die Einschussstelle ein Kommissbrot geschoben. Es fiel nicht schwer, die mikroskopisch kleinen Teilchen des Pulverdampfs in der Wunde nachzuweisen. Damit war er überführt, so sehr er sich auch aufs Leugnen versteifte. Er wurde erschossen und liegt in Russland in einem vergessenen Grab. In einem Armeebefehl hieß es einmal: *Wer an der Front steht, kann fallen, und er fällt in Ehren. Wer von der Front weicht, muss fallen, und er fällt in Schanden.* Idas war auch meine Meinung, auch wenn mir das Schicksal des einzelnen Leid tat.

Ich konnte nicht glauben, dass das Urteil unbegründet sei. Ich hatte keine Veranlassung, die Richter des Kriegsgerichts für leichtfertig zu halten. Mehrfach hatte ich mich davon überzeugen können, dass auch unter den verschärften Bedingungen an der Front und des Kriegsrechtes der Grundsatz gilt: *in dubio pro reo*. Allerdings war auch durchgedrungen, dass

seit dem Attentat auf Hitler die Kriegsgerichte Anweisung hatten, strenger durchzugreifen. Das bedeutete aber nach meiner Kenntnis nicht, dass Angeklagte leichtfertig als überführt galten. Ich sah keine Möglichkeit, den Erschießungsbefehl aufzuhalten. Mochte die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen. Hätte ich selbst einen Zweifel an der Schuld des Verurteilten gehabt, hätte ich obwohl jeden Versuch unternommen, ihn zu helfen. Das umso mehr, als das Ende des Krieges sich abzeichnete. Aber diese Zweifel hatte ich nicht. Ich konnte nicht mehr tun, als dem Anwalt den Rat zu geben, dem General vorzutragen, was er bereits im Gericht und mir soeben noch einmal gesagt hatte.

Aber Dr. Jung ließ nicht los. Er sieht meine Bedenken. Maßvoll und freundlich, aber sehr bestimmt und fast feierlich erwidert er:

Herr, Hauptmann, der Mann ist unschuldig. Ich beschwöre Sie als den verantwortlichen Führer des Bataillons, nichts unversucht zulassen, den Gerichtsherrn umzustimmen, damit ein Justizmord verhindert wird. Meine Möglichkeiten sind erschöpft. Für Sie aber gibt es noch den Weg zur Division. Von ihnen hängt vielleicht das Leben dieses Menschen ab. Wenn Sie nicht handeln, und zwar sofort handeln, ist alles vorbei. Aber Sie werden Ihres Lebens nicht mehr froh, wenn Sie in einer wichtigen Stunde versagt haben. Heute ist sein letzter Tag. Morgen ist es zu spät.

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Ich dachte an meinen eigenen, für mich günstig ausgegangenen Prozess vor dem Kriegsgericht. Wenn das Gericht mich damals verurteilt hätte, als ich zwar unschuldig war, aber der Schein gegen mich sprach! Alles hatte zunächst dafür gesprochen, dass ich es gewesen war, der die Männer über die Grenze nach Frankreich zum „Besorgen“ geschickt hatte. Aber nicht ich, sondern mein Kommandeur war es gewesen, der den Soldaten meiner Einheit heimlich diese Aufträge gegeben hatte. Wäre es nicht wahrscheinlich gewesen, dass die beiden ergriffenen Männer nicht den Obersten, sondern mich als den Rangniedrigeren belastet hätten? Das hätte mein Leben kosten können. Jedenfalls wäre ich degradiert worden. Auch ich hatte gezittert, als ich in jenen Wochen ein ums andere Mal zur Verhandlung nach Metz befohlen wurde, um meine Aussagen vor dem Oberkriegsgerichtsrat zu Protokoll zugeben, der mir ersichtlich nicht wohl wollte.

Vielleicht war Maiwald wirklich unschuldig, und er hatte nur weniger Glück, als ich es damals hatte. Dieser ernsthafte Dr. Jung wird seine Gründe haben, sich so leidenschaftlich für den Verurteilten zu verwenden. Aber was konnte ich tun?

Irgendwie fühle ich mich plötzlich entschlossen. Ich kann nicht einfach die Augen schließen und aus Angst vor einem Anrager des Generals die Dinge sich selbst überlassen. Ich würde wirklich meines Lebens nicht mehr froh werden, wenn ich nicht jedenfalls den Versuch gemacht hätte. Ich entschloss mich zu einer Demarche beim General.

Der Befehlsstand der Division befand sich damals am Rande des Odenwalds. Dort lagen auch die weiteren Kommandostellen, auch das Kriegsgericht. Aber wie sollte ich es anstellen, um überhaupt in ein Gespräch zukommen? Der telefonische Anruf enthielt von vorneherein die Möglichkeit einer schlichten Absage, damit den Schluss der Bemühungen; die Alternative wäre gewesen, ohne Anmeldung vorstellig zu werden: *Da sind wir!* Der militärisch korrekte Weg ist aber nun einmal der der Anmeldung. Dafür entscheide ich mich. Aber bis die Leitung frei wird und die Vermittlung das Gespräch aufnimmt, vergehen Bange Augenblicke. *Ist der General erreichbar?* An welchen Zufälligkeiten kann doch ein Leben hängen. Was doch ein flüchtiger Augenblick, eine Minute an Gunst oder Ungunst bergen kann.

Plötzlich ein Klicken in der Leitung. Die Division nimmt das Gespräch an. Der Adjutant leitet es weiter an den General, und dieser, großer Gott, lässt mit sich reden. Am Nachmittag solle ich mich bei ihm melden und vortragen. Seine Stimme klingt besonnen. Kein Vorwurf, keine Zurechtweisung! Aber doch zugleich Enttäuschung, eine Art Hoffnungslosigkeit in seiner Antwort! Dem Anwalt wird er das Wort nicht mehr geben. So der General ausdrücklich. Es bedarf keiner Überredungskunst, den Anwalt dennoch zur Mitfahrt zu gewinnen.

Pünktlich stellt sich der eingeteilte Fahrer ein, um uns zur Division zu bringen. Wie schön ist diese Fahrt durch den Garten Deutschlands, der selbst noch in dieser späten Jahreszeit seinen freundlichen Anblick erhalten hat. Man könnte den Krieg fast vergessen. Über das Thema Maiwald müssen Dr. Jung und ich nicht mehr sprechen. Wir würden uns im Kreise drehen. Von allen Seiten ist es beleuchtet worden, auch wenn es in unserem Gespräch immer wieder anklingt. Wir kennen einander noch zu wenig, um politische Fragen zu erörtern oder sie mit dem drohenden militärischen Debakel zu verquicken. Aber auch wenn ich die innere Einstellung meines Mitfahrers längst erraten habe, so ist es in diesen Zeiten doch gut, Zurückhaltung zu bewahren. Wer ist auch der mithörende Fahrer? Er ist jung, gerade erst zwanzig. Von hohem Wuchs, blauäugig und blond, ein nordischer Typ, so wie ihn diese Zeit will. Vielleicht ist er ihr darum auch besonders zugetan - man muss sich nicht unnötig in Gefahr bringen. Erst kürzlich wurde ein Mann von der Polizei abgeführt, weil er die jetzt überall zur Warnung ausgestellte dunkel lauernd, nach vorne gebeugte Propagandagestalt mit der Aufschrift „*Psst – Feind – hört mit*“ zynisch interpretiert hatte: *Ich sehe schwarz, die Sache steht schief, Partei soll türmen.*

Früher als erwartet erreichen wir die Kommandantur; später als erhofft, können wir unser Anliegen vorbringen. Typisch Kommiss! Nichts ist vorbereitet, nichts organisiert. Niemand kann Auskunft geben, keiner darf den Kommandeur stören, der General wisse Bescheid. Der General sei schon seit Stunden auf seiner Dienststelle. Eine vorsichtige Anfrage, warum keine Besprechung erfolge, findet ihre Beantwortung in der lapidaren Mitteilung, der zuständige Kriegsgerichtsrat sei nicht erreichbar. Der Gerichtsherr habe sich die Akte Maiwald geben lassen, um sie mit dem Richter noch einmal durchzugehen und zu prüfen. Man wisse aber man nicht, wo dieser sich aufhalte. Man sei auf der Suche nach ihm; man werde ihn schon finden, der Bescheid sei ihm nur zu später zugegangen, so was komme eben immer mal vor. *Nur Geduld.*

Ein kleines Versäumnis, an dem möglicherweise das Leben eines Menschen hängt. Wie, wenn der Beamte erst am kommenden Morgen zum Dienst erscheint? Wie, wenn der General ungeduldig und ungehalten wird und sich mit einem, das Gewissen scheinbar beruhigendes Alibi seiner Verantwortung entzieht, weil er ohne den Rat des Juristen nicht entscheiden könne. Ich hätte Verständnis für den General haben müssen. Erst wenige Wochen zuvor hatte Hitler gezeigt, dass er im Umgang mit den Generalen nicht zimperlich war, und dass er sich nicht einmal scheute, sie zu entehren und zu schänden, indem er sie aufhängen ließ.

Endlich ist es so weit. In die fallende Dunkelheit hinein der Ruf eines jungen Ordonanzoffiziers: *Hauptmann Aden, bitte sofort zu General!* Es wurde mir eigentlich nun erst klar, worauf ich mich eingelassen hatte. Ich hatte mich in eine Sache eingemischt, die außerhalb meiner Zuständigkeit lag, und ich war - bei Licht besehen - dabei, einen klaren Befehl zu umgehen. General Steppuhn sitzt in einem hohen, breiten Raum mit schweren Möbeln. Hinter seinem mächtigen Schreibtisch hängt das Bild des Führers.

Ich melde: *Hauptmann Aden wie befohlen zur Stelle.* Schweigen. Der breitschultrige Mann tut, als hörte er, als sähe er nichts. Noch einmal Meldung machen? Das würde den reich paschalierten und hoch dekorierten Kommandeur außer Fassung bringen. Das käme gar einer Provokation gleich. So verharre ich in strammer Haltung, jeden Augenblick eines Donnerwetters gewärtig, das losbrechen und sich über mir entladen kann. Denn das über Akten gebeugte Haupt lässt nichts Gutes ahnen. Eine Weile noch blättert der Gerichtsherrn in der Akte Maiwald. Er überfliegt Seite um Seite, blättert um, schlägt zurück. Ich lese ihm den lautlosen Vorwurf von den Lippen ab: *Warum bringt mich dieser Hauptmann in diese Lag? Was macht denn in unserer Zeit ein Menschenleben mehr oder weniger aus, da täglich Tausende, Zehntausende draufgehen, und hier wird um einen rechtmäßig Verurteilten so viel Aufhebens gemacht.*

Ich hatte es richtig gedeutet. Plötzlich wendet sich mir der Gewaltige in einem Zornausbruch zu, sodass die Worte fast stockend über die Lippen kommen: *Was fällt Ihnen ein, sich einem klaren Befehl zu widersetzen? Sind Sie den verrückt geworden, und wissen Sie nicht, in welche Gefahr Sie sich selber damit gebracht haben? Ich könnte auf der Stelle ihre Haftung veranlassen und Sie vor ein Kriegsgericht stellen.* Das war nun freilich keine Aufforderung zu einer Verteidigungsrede für Maiwald, schon eher eine Aufforderung, mich selbst zu entschuldigen. Ich lasse diese Zurechtweisung über mich ergehen. Sollte ich etwas erwidern? Der General fährt fort: *Gerade Sie haben's nötig, sich hier einzumischen. Erst vor wenigen Monaten haben Sie Ihren Kommandeur in Lothringen in eine so peinliche Situation gebracht, dass er darüber fast gestolpert wäre. In dieser Zeit brauchen wir keinen Michael Kohlhaas, denn es geht um Deutschland.*

Nach dieser Abfuhr rechnete ich damit, wegen Aufsässigkeit abgeführt zu werden, für Maiwald gab ich die Sache verloren. Ich erinnere mich nicht mehr, wie das Gespräch im einzelnen verlief. Aber eines habe ich gesagt: *Herr General, eben weil es um Deutschland geht, bin ich hier. Denn Gerechtigkeit erhöht ein Volk.*

Es fehlte mir in jenem Augenblick wohl der Mut, den Kommandeur zu reizen und damit Maiwald zugleich die letzte Hoffnung zu nehmen. Wenigstens brachte ich es nicht über mich, dieses Bibelwort ganz zu Ende zu zitieren. Ich brauchte es auch nicht. Der General ergänzte es selbst: *Aber die Sünde ist der Leute Verderben...*³⁰ *nicht wahr - so fuhr er fort - so heißt es doch, so wollten Sie weiter deklamieren? Als Pastor müssen Sie ja immer ein Bibelwort parat haben.*

Und plötzlich geschieht eine wunderbare Wandlung mit ihm, die fast bestürzend wirkt. Derselbe Kommandeur, der sich eben in seinem Zorn noch fast zügeln musste, wird von einem Augenblick zum anderen wie umgewandelt. Als ob er gerade jetzt zu seinem besseren Ich zurück gefunden hätte, verliert sich seiner Zorn und sein Gesicht nimmt ein mildes Lächeln an. *Nun ja, lieber Aden, Sie möchten ein Menschenleben retten. Das verstehe ich. Glauben Sie nicht, ich hätte leichtfertig meine Unterschrift zur Weitergabe dieses Blutbefehls gesetzt. Und vertraulicher werdend: Wenn sie wüssten, wie furchtbar das an die Nerven geht, solche Befehle weiterzugeben. Aber die Politik des Soldaten ist der Gehorsam, auch für einen General. Es ist nicht meine Aufgabe, über Recht und Unrecht zu Gericht zu sitzen und über Schuld oder Unschuld zu befinden. Das ist Aufgabe des Kriegsgerichts, und es hat das Schuldig gesprochen. Dennoch werde ich die Vollstreckung, entgegen ergangenem höchstem Befehl aussetzen, wenn der Richter keine Bedenken dagegen trägt: er wird mit Ihnen fahren*

³⁰ Sprüche, 14, 34

und den Häftling in seiner Zelle besuchen. Von seinem persönlichen Eindruck hängt die Entscheidung ab, ob die Erschießung morgen erfolgt oder ausgesetzt wird.

Nach dieser unerwarteten Wendung hätte ich am liebsten herzlich und persönlich, anders als es der Rangunterschied zwischen dem General und mir zuließ, meinen Dank zum Ausdruck gebracht. Ich hätte auf ihn zugehen mögen, ihm die Hände schütteln, aber stattdessen sagte ich nur: *Danke gehorsamst, Herr General!*

Dieser war in Augenblicken über sich selber hinausgewachsen, indem er das Leben eines einfachen Soldaten höher achtete als seine Stellung. Denn der Auftrag an den Richter, sich noch einmal des Verurteilten anzunehmen, war nichts anderes als eine Farce, dazu angetan, den General möglichst vor dem Chef des Ersatzheeres zu schützen und seinen Schritt zu rechtfertigen. Es war ausgemachte Sache: der Mensch war vorerst gerettet. Alle bereits ergangenen Befehle für den folgenden Tag konnten zurückgenommen werden. Ich fieberte danach, dem immer noch geduldig wartenden Anwalt diese Nachricht zu überbringen. Er war es ja gewesen, der dieser Rettungsaktion ins Werk gesetzt hatte.

Der Besuch bei dem Häftling, der in seiner Einzelzelle saß, war kurz. Nach zehn Minuten, längstens einer Viertelstunde, ist alles vorbei. Der Kriegsgerichtsrat notiert für sein Protokoll: *Der Verurteilte hat auf mich einen guten Eindruck gemacht. Die Beteuerung seiner Unschuld klingt glaubhaft.*

Ich hatte es vorgezogen, während dieses Gespräches vor dem Gefängnis zu warten, um den Gefangenen nicht noch besonders zu erschrecken. Der späte Besuch des Kriegsrichters musste ihn ohnehin aufs Tiefste in Angst und Unruhe versetzen. Er wusste ja nicht, was an dem langen Sonntag gewesen war, weder von dem ergangenen Befehl, noch von dem Versuch, dessen Ausführung zu verhindern. Die Worte des Richters werden ihm wohlgetan haben, wonach man versuchen wolle, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen. Dann fällt die Zellentür ins Schloss, und über dem düsteren Gefängnishof strebte der späte Besuch dem parkenden Wagen zu, während der in seiner Zelle Gefesselte wohl die ganze Nacht darüber gegrübelt haben mag, was das alles zu bedeuten hatte, da er über die ihm bis dahin drohende Exekution am nächsten Morgen völlig in Unkenntnis gehalten worden war.

Mit einem Händedruck und einem festen Blick verabschiedete ich mich von Dr. Jung. Wenige Wochen nach diesem Ereignis wurde ich als Adjutant an eine Artillerieschule nach Magdeburg versetzt und habe nichts mehr von der Sache gehört.

Nachspiel

Ein Jahr später habe ich in der Gefangenschaft von Kameraden den Schluss erfahren. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens wurde abgelehnt, da keine neuen Entlastungsmomente beigebracht werden konnten.³¹ Dr. Jung und war als Verteidiger vom Reichsführer - SS ausgeschaltet und mit der Verhaftung bedroht worden, da er wegen vieler anderer Interventionen zu Gunsten angeblich (un-)schuldiger Soldaten aufgefallen war. Ein auf Zeitgewinn ausgerichtetes Gnadengesuch wurde verworfen. Dennoch gaben sich die Kameraden des Bataillons nicht geschlagen, und fanden immer noch einen Weg, die Vollstreckung des Urteils hinaus zu zögern. Schon stand der Feind auf Reichsgebiet. Nur wenige Wochen, vielleicht nur Tage, dann musste auch Mainz fallen, und Maiwald wäre frei gewesen. Durch Vermittlung eines Priesters erhält seine Frau Kenntnis von der Gefahr, in der

³¹ Da das Urteil des Kriegsgerichts rechtskräftig war, entspricht diese Begründung dem damaligen und auch dem heutigen Recht, § 359 StrafprozeßO i. .F.v. 1944. .

ihr Ehemann schwebt. Sie versucht einen Vorstoß direkt beim Reichsführer SS, und es gelingt ihr, bis zum Adjutanten vorzudringen. Zehn Tage lang geschieht nichts.

An einem Sonntagabend, wie einst im Oktober, wird der Adjutant in Abwesenheit seines Bataillonskommandeurs direkt von Berlin angerufen und ihm wird bei Androhung einer gleichzeitigen Erschießung aller widerstrebenden Offiziere der stricke Befehl erteilt, am andern Morgen Maiwald zu füsilibieren. Offiziere, die dem Ferngespräch beiwohnen, hören nur den strengen Befehlston. Was sie ausdrückte, verstehen sie nicht. Aber das gequälte „Jawohl“ des Adjutanten und das müde Auflegen des Hörers sagen alles. Am Montag um 6:00 machen sich der Gerichtsoffizier und ein Priester auf den Weg nach dem Gefängnis, um dem Todgeweihten von seinem nahen Ende Kenntnis zugeben. Aufgeschreckt durch den frühen Besuch weiß der Verurteilte, dass seine letzte Stunde geschlagen hat. Ruhig und gefasst nimmt Maiwald die Mitteilung entgegen. Dann ist es so weit. Man holt ihn ab. Nur noch einmal ruft er laut und vornehmlich: *Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe.*

Vielleicht hatte die oberste Führung die Sorge, dass die nun schon seit Monaten widerstrebenden und auf immer neuen Ausflüchten bedachten Offiziere sich dem Erschießungsbefehl doch widersetzen würden, vielleicht sogar eine wahrheitswidrige Vollzugsmeldung geben würden. Jedenfalls hatte das stellvertretende Generalkommando entgegen sonstiger Gepflogenheit einen Offizier zur Überwachung der Hinrichtung befohlen.³²

³² Es ist entgegen der Meinung meines Vaters in diesem Fall kein förmlicher Rechtsbruch oder ein Beispiel einer menschenverachtenden Justiz des Regimes zu erkennen. Fahnenflucht und Selbstverstümmelung wurden auch in anderen Ländern mit dem Tod bedroht. Das Urteil gegen Maiwald mochte falsch gewesen sein – aber es ist nicht zu sehen, dass es juristisch ungerecht war. War es aber rechtskräftig, dann musste es auch vollstreckt werden. Vielleicht ist aber gerade das die wirkliche Tragik dieses Falles in dieser Zeit.